

GROSSE BRÜDER

(Thriller)

3. Auflage 2019

2. Auflage 2017

1. Auflage 2015

© Copyright Marco Born-Miljak

ISBN (Print) 978-3-7460-4767-6

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch auszugsweise – nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Autors veröffentlicht, vervielfältigt oder weitergegeben werden. Änderungen am Inhalt sind untersagt. Bitte respektieren Sie die lange und harte Arbeit, die in einem solchen Werk steckt, und nehmen Sie auf die Urheberrechte Rücksicht.

Wenngleich Teile dieses Buches auf wahren Begebenheiten und tatsächlichen historischen Ereignissen beruhen, ist dennoch die Geschichte rein fiktiv und frei erfunden. Ähnlichkeiten zu lebenden oder verstorbenen Personen oder zu real existierenden Firmen oder Institutionen wären rein zufällig und sind nicht beabsichtigt.

Herstellung und Verlag (Print):

BoD – Books on Demand, 22848 Norderstedt (BRD)

Vertrieb (E-Book):

Amazon Kindle Direct Publishing, Amazon.com, Inc. (USA)

Covergestaltung & Satz:

Marco Born-Miljak

Coverbild:

Adobe Stock, #133433020, © spainter_vfx (Hintergrund)

© Marco Born-Miljak (Mittelmotiv)

Marco Born-Miljak

GROSSE BRÜDER

(Thriller)

Über den Autor:

Marco Born-Miljak ist freipublizierender Autor und gehört der Bewegung der Literaturrebellen an - einer neuen Generation kreativer Autor*Innen, die mit ungewöhnlichen, frischen und frechen Ideen aufwarten. »Gute Literatur muss etwas wagen«, lautet das Motto. »Sie muss mutig genug sein, um Grenzen zu sprengen, überraschend genug, um ein Staunen ins Gesicht zu zaubern, und spannend genug, um ganz wunderbar zu unterhalten. Gute Literatur ist Rebellion gegen die Eintönigkeit des Alltags.« Zweimal erhielt er bereits die Auszeichnung »TOP-Autor Selfpublishing« (thalia.de), einmal »Empfehlung der Redaktion« (bücher.de). Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit führt er ein Literatur- und Autoren-BLOG mit Tipps für Schreibbegeisterte, fotografiert leidenschaftlich gerne, liebt Blues, Jazz, gutes Essen und schottischen Whisky und bereist mit seiner Frau die Welt.

www.litrebel.org

facebook.com/bornmiljak

instagram.com/bornmiljak

soundcloud.com/bornmiljak

marco.miljak@gmail.com



»Ich will nicht in einer Welt leben,
in der alles, was ich sage, alles, was ich mache,
der Name jedes Gesprächspartners,
jeder Ausdruck von Kreativität, Liebe oder Freundschaft
aufgezeichnet wird.«

(Edward Snowden)

Prolog

Langsam, ganz langsam schienen sich die Nebelschwaden zu lichten, die Renés Sinne eingehüllt hatten. Er versuchte, sich zu bewegen, seine Augen zu öffnen, doch es gelang ihm nicht. Jede Faser seines Körpers war von einem derart großen Phlegma durchdrungen, dass das Einzige, was er in jenem Moment zu tun vermochte, war, seinen Mund mit den trockenen Lippen tonlos zu öffnen und wieder zu schließen. Dann glitt er zurück ins Nichts.

Die Zeit verging. Ob es Minuten oder Stunden waren, konnte er nicht sagen. Er wusste nicht, was mit ihm los war und warum er sich so grauenhaft schwer und kraftlos fühlte. Etwas in seinem Kopf schien sich verzweifelt in sein Bewusstsein zu kämpfen, ein Gedanke, von dem er ahnte, dass er nichts Gutes verhiess. Doch sein Kopf war zu träge, um ihn wahrzunehmen. Sein Verstand war wie gelähmt. Es schien ihm beinahe so, als hätten sich all seine Sinne zeitgleich verabschiedet, als wären sie in einen dämmrigen, undefinierbaren Zustand totaler Funktionslosigkeit übergetreten.

Plötzlich vernahm er ein leises, anhaltendes Geräusch, keine Aussetzer, keine Schwankungen oder Variationen, immer dasselbe Summen. Es kam ihm seltsam vertraut vor,

doch er konnte es keiner Sache zuordnen. Und dann war da noch etwas: Ein Geruch! Ein würziger, sehr intensiver Duft, der in der Luft hing und sich in seine Nase bohrte. Er ließ ihn an ein Lagerfeuer denken.

Wieder vergingen Äonen. René begann seine Arme und Beine wahrzunehmen, behutsam zog er seine Finger nach oben und ließ sie wie ein Pianist nach unten fallen, er wackelte mit den Zehen, drehte den Kopf zur Seite. Seine Gedanken schienen ihm wieder zu gehorchen. Er roch mittlerweile nicht nur diesen Qualm, er nahm auch einen feuchten Moder wahr, einen unangenehmen, bitteren Geruch, der von der würzigen Note stark überdeckt aber nicht gänzlich ausgelöscht wurde.

Und er spürte, dass ihm kalt war. Sehr kalt sogar! Irgendetwas unter ihm presste sich gegen seine Haut, eine eisige Fläche, die ihm zunehmend unangenehm wurde.

Plötzlich ein Schmerz. Ein kurzes, scheußliches Stechen durchzog seine Wange. Er zuckte zusammen und stöhnte gequält auf.

Da waren Stimmen im Hintergrund. Dumpfe, brummende Stimmen, die irgendwas zueinander sagten. Er hörte sie, doch ihre Worte ergaben keinen Sinn für ihn.

Dann spürte er wieder diesen Schmerz.

»Ahh!«, keuchte er und öffnete einen Spaltbreit seine Augen.

Grelles Licht schlug ihm entgegen. Seine Netzhaut rebellierte. Mit einem noch qualvolleren Stöhnen presste er die Lider wieder zusammen und wandte seinen Kopf ab.

»He!«, hörte er jemanden rufen. Die Stimme klang scharf und hasserfüllt. »Wach auf, du Stück Scheiße!«

»Verpass ihm noch eine«, ergänzte jemand anderes.

Was war nur los, fragte er sich? Mit jeder Sekunde, die verstrich, hielt auch die Gewissheit bei ihm Einzug, dass etwas ganz und gar nicht stimmte. Er spürte, dass er in Gefahr war. Er spürte, dass er den Wunsch hatte zu flüchten. Doch weshalb? Verzweifelt suchte er nach einer Antwort darauf, was ihm zugestoßen war, nach irgendeinem Anzeichen, irgendeiner Spur.

Wieder fühlte er es: Da *war* etwas! Ein verschwommenes Bild nahm vor seinem geistigen Auge Gestalt an. Schwarze Gesichter, vier oder fünf an der Zahl. Alle unter Masken verborgen. Sie schienen aus dem Nichts aufzutauchen und ranneten auf ihn zu.

Dann war da noch ein anderes Gefühl, nämlich Panik! Eine Welle unvorstellbarer Angst. Die schwarzen Gesichter verschwanden, sie wichen einer undurchdringlichen Dunkelheit. Er hörte sich selbst schreien, nach Hilfe rufen, doch seine Stimme klang dumpf und abgewürgt, beinahe so als würde der Schall kaum weiter dringen als bis vor sein Gesicht. Und dann war da ...

... nichts mehr! Einfach nur Leere und Stille. Ein riesiges, klaffendes Loch in seiner Erinnerung. Es begann bei jenem krächzenden Hilferuf und hörte genau jetzt, in diesem Moment, auf. Dazwischen war: nichts.

»Ein paar Minuten dauert es noch«, hörte er die Stimme sagen. Eine Hand fasste sein Gesicht an, sein linkes Augenlid wurde nach oben gedrückt.

Er stöhnte abermals auf. Immer noch dieses grelle Licht, immer noch diese Schmerzen, wengleich sie nicht mehr ganz so stark waren, da sich jemand über ihn beugte und dadurch das Licht abgemildert wurde.

»Die Wirkung lässt nach«, sagte die Stimme. »Ich schätze, in drei bis vier Minuten ist er ansprechbar.«

Die Hand verschwand von seinem Gesicht, sein Augenlid fiel wieder zu.

»Gut«, erwiderte eine zweite Stimme.

Es herrschte abermals Stille.

Nach und nach fühlte René, wie sein Körper zu Kräften kam. Er hatte den Eindruck, als würden sich Fesseln lösen, die ihn die ganze Zeit über festgehalten hatten. Die Kälte in seinen Gliedern wurde intensiver, der würzige Duft stärker. Er konnte mittlerweile mit Sicherheit sagen, dass er auf einer harten, glatten und sehr kalten Fläche in einem ebenso kalten Raum lag. Und er erkannte den Geruch als Zigarettenqualm. Er konnte hören, wie sich ein Arm hob, wie tief inhaliert und anschließend zufrieden ausgeatmet wurde.

Und er spürte die Anwesenheit mehrerer Leute.

Vorsichtig öffnete er die Augen. Das Licht peinigte ihn nicht mehr ganz so sehr, und nach drei oder vier Sekunden erkannte er eine einsam vor sich hin summende Neonröhre an der Decke direkt über ihm.

»Wo ... wo bin ich?«, stammelte er und versuchte, den Kopf zu heben.

In diesem Augenblick sah er, dass er nackt war.

Erschrocken bäumte er sich auf und starrte an sich herab. Sein Körper war vollkommen entkleidet. Selbst Unterwäsche besaß er keine mehr. Auf Höhe seiner Fußknöchel wölbten sich eng anliegende Lederriemen um seine Füße, fixierten ihn an diese kalte, glatte Unterlage.

Er blickte zur Seite. Auch seine Hände waren gefesselt.

»Was ... was ... ist hier los?«, fragte er verwirrt.

Eine der Gestalten löste sich von ihrem Platz und kam auf ihn zu. Er erkannte ihre Umrise, ihr Aussehen. Es war ein junger Mann mit kurzen, schwarzen, modisch gestylen Haaren und einem eiskalten Blick. Die Finger seiner rechten Hand, zwischen denen er eine Zigarette hielt, waren von teuren Ringen geschmückt.

»Hallo René«, sagte jener, und seine Stimme klang beängstigend intensiv.

Irgendwie kam er ihm vertraut vor, irgendwas verband er mit ihm. Doch was?

»Ganz ruhig«, sagte der Mann. »Die Wirkung des Mittels wird in Kürze verflogen sein.«

»Was ... wie ... ich ...?«, stammelte René hilflos.

»Ich sagte doch: Ganz ruhig bleiben.«

In diesem Moment fiel es René wieder ein! Dieses unscharfe Bild in seinem Kopf, diese verschwommene Erinnerung wurde schlagartig klar. Er wusste jetzt, was ihm zugestoßen war!

Der junge Mann grinste böse.

»Na? Überrascht?«, fragte er.

»Was ... was soll das, Henry? Was tust du hier? Was soll der Quatsch?«

»Nun«, erwiderte der junge Mann und zog an seiner Zigarette. »Da gibt es ein paar Gerüchte, René, ein paar sehr unangenehme. Sie behaupten, dass du uns verraten hast, dass du unser Feind bist und Informationen über unsere Sache weitergegeben hast.«

»Was? Das kann doch nicht dein Ernst sein?«

»Nun, wir werden ja sehen.«

Er ging vor dem Kopf des Gefesselten in die Hocke und beugte sich so weit nach vorne, dass dieser seinen rauchigen Atem riechen konnte.

»Weißt du«, sagte er, »ich habe dir nie ganz vertraut. Ich will jetzt die Wahrheit wissen, René, ich brauche Antworten. Und du wirst sie mir geben!«

»Mein Gott, Henry, was ist nur los mit dir? Ich würde doch niemals –«

Der junge Mann schnitt ihm mit einer barschen Handbewegung das Wort ab.

»Wie gesagt«, ergänzte er, »das werden wir ja sehen. Ich hoffe sehr für dich, dass du mir die Wahrheit sagst, das hoffe ich wirklich. Denn ich schwöre dir: Wenn du uns verraten hast oder mich belügst, dann lasse ich dich deine Eingeweide fressen, bis du verreckst!«

In diesem Moment trat eine weitere Gestalt vor: ein muskulöser, hochgewachsener Mann mit erstaunlich schma-

lem Gesicht, breiten Schultern und leblosen Augen. Er zog ein weißes Tuch von einem Tisch neben dem Gefesselten und beäugte mehrere glänzende Messingschalen mit medizinischen Instrumenten. Dann streifte er sich Latexhandschuhe über, ließ die Enden gegen seine Handgelenke schnalzen und nahm eine Spritze mit einer klaren Flüssigkeit auf.

»Glaub mir«, sagte der junge Mann an René gewandt. »Alvaro ist ein Meister darin, Menschen die Wahrheit zu entlocken. Ein echter Profi.«

»Herrgott, das ist doch Wahnsinn!«, brüllte der Gefesselte panisch. »Wie kannst du nur glauben, dass *ich* uns verraten habe? Ausgerechnet *ich*?«

»Wir werden sehen«, wiederholte der Mann.

Dann begann Alvaro sein Werk.

Kapitel 1

Als sein Wecker um sechs Uhr morgens klingelte, wälzte sich Markus Schuster mit einem gleichermaßen entnervten wie trotzigem Brummen zur Seite, ließ seine Hand über die Nachtkonsole gleiten und drückte die Snooze-Taste. Anschließend kuschelte er sich wieder in die wärmenden Laken.

Draußen begann es hell zu werden. Erste Sonnenstrahlen glitzerten durch die Spalten der Rollläden und besprenkelten die Zimmerwand mit einem symmetrischen Muster aus dunkelroten Ovalen. Ein paar Spatzen hatten sich in dem Kirschbaum im Garten niedergelassen, und während Markus versuchte, die Müdigkeit aus seinem Kopf zu vertreiben und den Plan für den heutigen Tag durchzugehen, drang ein feines Zwitschern und Zirpen zu ihm herein. Ein Vorgeschmack auf den anstehenden Sommer.

Heute war Dienstag, der 18. Mai 2004. Noch drei Stunden bis zum Beginn seiner Vorlesungen. Noch zwei Stunden bis sein Zug in Richtung Stuttgart abfuhr. Und noch eine Stunde und elf Minuten, bis der Bus, der ihn von seiner Zweizimmerwohnung im gutbürgerlich schwäbischen Nürtingen zum Bahnhof brachte, in die Haltebucht abbog und die Türen öffnete. An und für sich genügend Zeit, um die Morgentoilette

hinter sich zu bringen, eine Kleinigkeit zu frühstücken und die fünfhundert Meter zur Haltestelle zu laufen.

An und für sich!

Denn Markus besaß ein Talent, welches er bedauerlicherweise von seiner Mutter geerbt zu haben schien: Ganz gleich wie viel Zeit er für etwas übrig hatte, er verstand es meisterhaft, sie bis zum Anschlag auszureizen und meistens sogar zu überschreiten. Wenn er morgens nicht verschlief und ausnahmsweise pünktlich aufstand, dann ruinierte er sein Timing eben im Bad. Oder beim Frühstück. Oder vor dem Kleiderschrank. Jedenfalls hatte er es in den vergangenen zwei Jahren seines Informatikstudiums an kaum einem Tag geschafft, pünktlich um neun Uhr in der Berufsakademie Stuttgart zu sein und den Dozenten hereinkommen zu sehen. Das hatte ihm schon so manche bittere Rüge eingebracht.

»Herr Schuster, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, dass es an der Berufsakademie eine Anwesenheitspflicht gibt«, hatte ihm sein Fachleiter letztens an den Kopf geworfen. Er war geschlagene fünfundvierzig Minuten zu spät gekommen. »Wenn Sie sich damit nicht abfinden können, steht es Ihnen frei, an einer Universität weiterzustudieren. Da können Sie kommen und gehen, wann immer Sie wollen.«

Toller Tipp!, dachte sich Markus. *Als ob das mein Problem lösen würde.* Er strich sich müde über das Gesicht.

Der Wecker klingelte erneut.

Nur noch fünf Minuten, redete er sich ein. *Nur noch ein kleines Bisschen.* Er presste abermals die Snooze-Taste.

Natürlich würden es am Ende mehr werden als fünf Minuten, das war ihm bewusst. Natürlich würde er seinen Zeitplan zum Teufel schicken und sich wie ein Irrer abhetzen müssen. Aber was sollte er tun? Er hasste es, früh aufzustehen, ganz egal, wann er zu Bett gegangen war oder wie viel Schlaf er in einer Nacht bekommen hatte. Er war ein unverbesserlicher Morgenmuffel.

Scheiße, schon zwei schlechte Eigenschaften, fiel ihm auf. Man sollte einen Morgen nicht damit beginnen, über seine Marotten nachzudenken.

Also tat er, was er noch vor einem Bruchteil einer Sekunde nicht für möglich gehalten hätte: Er riss die Bettdecke beiseite, ließ die Beine auf den Boden sinken und stand auf.

Geschafft!

Lustlos schlurfte er in die Küche, leerte Wasser in die Kaffeemaschine, gab einen Filter und Kaffeepulver dazu und schaltete sie ein. Dann ging er ins Bad.

Am Sonntag müsste er seine Eltern mal wieder anrufen, dachte er sich, als er unter der heißen Dusche stand und sich das Wasser über den Rücken laufen ließ. Er hatte sich seit Wochen nicht mehr bei ihnen gemeldet. Seine Mutter hatte es ihm nie ganz verziehen, dass er das heimische Dörfchen verlassen und so weit weggezogen war. Doch ihm selbst war es, wenn er ehrlich war, sehr recht. Hier war er sein eigener Herr, hier konnte er tun und lassen, was er wollte. Niemand redete ihm hinein, niemand bestimmte seinen Alltag. Er hatte alle Freiheiten. Ein Gefühl, welches er genoss.

Markus erledigte seine Morgentoilette und kehrte schließlich in die Küche zurück. Die Kaffeemaschine verströmte

einen herrlich würzigen, in sich schon belebenden Duft, der von Blubbern und Zischen begleitet wurde. Er schenkte sich eine Tasse ein, machte sich ein Brot und stapfte dann mit beidem durch die Wohnung, um die Rollläden hochzuziehen. Ein weiteres morgendliches Ritual.

Als er gerade vor dem Schlafzimmerfenster stand, klingelte plötzlich sein Handy.

Er sah sich um. Das kleine Ding lag auf seinem Schreibtisch links neben dem Bett, auf einem Stapel von Schmierzetteln. Er hatte es gestern Abend dort abgelegt. Wie eine aufgeschreckte Hornisse vibrierte es vor sich hin und ließ dabei das Lied *Eye of the Tiger* aus Markus' Lieblingsfilm *Rocky 3* erklingen.

Er lief hinüber, legte das halb aufgegessene Brot daneben und sah auf das Display. Die angezeigte Nummer war ihm vollkommen unbekannt.

Er nahm ab.

»Hallo?«

Kaum, dass er dieses Wort ausgesprochen hatte, schrie eine heisere, aufgebrachte Männerstimme ein panisches »HILFE!!!«. Im nächsten Moment knackte es in der Leitung und die Verbindung war tot.

Verstört nahm Markus das Handy vom Ohr.

»Was, zum Teufel, sollte das denn?«, rief er laut.

Einen Moment lang blickte er auf das erloschene Display und versuchte, das Geschehene einzuordnen.

War das ein Scherz?, fragte er sich.

Er holte die Nummer des Anrufers aus dem Handyspeicher und drückte auf Rückruf.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis die Verbindung zustande kam. Dann erklang eine Frauenstimme vom Band, die ihm mitteilte, dass es unter der Nummer leider keinen Anschluss gab.

Kapitel 2

Hamburg zur selben Zeit.

Wie er es jeden Morgen zu tun pflegte, betrat Carsten Schmitz mit einer Zeitung unter dem Arm das *Café Paris* im Zentrum der Stadt und schlurfte an dem Tresen vorbei, bis er seinen Stamplatz im hinteren Teil des Raumes erreicht hatte.

Das besondere am *Paris* war sein Flair. Die ehemalige Handelshalle war nicht allzu groß, sie bot allerdings derart viel fürs Auge, dass man sich nicht an ihr sattsehen konnte. An den Wänden waren wunderschöne Jugendstilfliesen verlegt, die kuppelförmige, grünlich schimmernde Decke vermittelte dem Betrachter ein ganz besonderes Raumgefühl, das Interieur war alt aber schön. Neben der Eingangstür stand ein leise vor sich hindudelnder Fernseher, gleich darunter erstreckte sich eine grünliche Sitzbank mit Tischen und Stühlen.

Carsten hatte diesen Ort vor nicht einmal vier Monaten entdeckt. Das war insofern erstaunlich, da er seit zwei Jahren in Hamburg lebte und ein paar Hundert Mal am *Paris* vorbeigelaufen war. Doch erst als sein bisheriges Café wegen Urlaubs geschlossen gewesen war, hatte er sich dazu entschie-

den, dem Paris einen Besuch abzustatten. Seitdem war er Stammgast.

Jeden Morgen kam er hierher, bestellte sich einen Latte macchiato mit einem Glas Leitungswasser, dazu ein Schinken-Käse-Baguette, blätterte in einer Zeitung und genoss die kurze Zeit der Ruhe, bevor seine Arbeit begann. Dies war sein ganz persönliches Refugium. Seine ganz persönliche Oase der Entspannung.

Die kleine, stämmige Kellnerin mit dem fröhlichen Gesicht, die ihn auch sonst immer bediente, kam an seinen Tisch.

»Guten Morgen«, sagte sie. »Wie immer?«

»Ja, bitte.«

Sie nickte und verschwand.

Zwei Jahre, dachte sich Carsten. Er blickte melancholisch in Richtung der Eingangstür. *Zwei Jahre bin ich schon hier. Gott, wie die Zeit vergeht.* Es kam ihm wie gestern vor, dass er den Job als leitender Softwareentwickler in Hamburg angenommen hatte. Davor hatte er für eine Firma im Medizinsektor gearbeitet, dann für einen Hersteller von Überwachungssystemen, und anschließend – als Folge eines Tipps, den er von einem Kollegen bekommen hatte – für einen Zulieferer der europäischen Weltraumbehörde ESA. Dort hatte er Steuer- und Leitsysteme für Satelliten entwickelt. Als Folge war er viel herumgekommen in der Welt: USA, Japan, Frankreich. Und jetzt wieder Deutschland, seine Heimat. Hier fühlte er sich am wohlsten.

Manchmal fragte er sich, ob er mit seinem Leben zufrieden war. Dann stellte er fest, dass er darauf keine Antwort wusste. Natürlich freute es ihn, beruflich so erfolgreich zu sein, und auch, dass er ein Jahresgehalt einstrich, welches geradezu obszön war. Natürlich war es toll, in der Welt herumzureisen. Doch er musste sich eingestehen, dass das Persönliche und Private auf der Strecke blieb. Enge Freundschaften oder gar eine Familie besaß er nicht, seine Arbeitszeiten ließen das nicht zu. Es hatte eine Menge Freundinnen in seinem Leben gegeben, doch die Beziehungen zu ihnen hatten kaum länger als ein paar Monate gehalten.

Manchmal, in einsamen Stunden, dachte er darüber nach, wie es wohl wäre, irgendwann alles hinzuwerfen, in ein kleines Dorf zu ziehen und dort in einem Krämerladen zu arbeiten.

Aber eben nur manchmal!

Tief in seinem Inneren wusste er, dass es niemals dazu kommen würde. Er war der Jetset-Mensch, der heute hier und morgen dort war, der für seinen Beruf lebte und dessen höchstes Ziel es war, die bestmögliche Leistung aus sich und seinem Team herauszuholen. So würde es auf ewig bleiben.

Während er diesen Gedanken nachging, trat die Kellnerin an seinen Tisch und stellte einen Teller mit einem dampfenden Baguettebrot vor ihm ab. An den Rändern wölbte sich rosafarbener Schinken heraus, von einer zerschmolzenen Käsedecke gekrönt. Dann folgten der Macchiato und das Wasserglas und sie fragte: »Darf's sonst noch was sein?«

»Nein, vielen Dank.«

»Dann wünsche ich Ihnen einen guten Appetit.«

Sie huschte davon.

Mit einer langsamen, fast feierlichen Bewegung hob Carsten das Baguettebrot an, biss ein Stück davon ab und kaute. Der Käse zog feine Fäden. Dann nahm er seine Zeitung zur Hand und begann darin zu blättern.

Was er dort las, war nicht wirklich überraschend. Die Artikel erzählten in gewohnter Weise von Auseinandersetzungen zwischen Israelis und Palästinensern in Nahost, von Fahndungserfolgen der Polizei gegen die Drogenmafia, von irgendwelchen Entschlüssen des EU-Parlaments, von Lastwagenunfällen auf deutschen Autobahnen, die sich gehäuft hätten. Immer wieder der gleiche Tenor, immer wieder dieselbe Monotonie. Lustigerweise war es genau das, was er daran so schätzte. Die Eintönigkeit weltpolitischer Ereignisse half ihm abzuschalten.

Er spülte mit einem Schluck Kaffee nach und las weiter.

Seite vier: Politik! Schröder, Fischer, Trittin, Putin, Rice und Afghanistan. Es wurden markige Sprüche geklopft, Gesetze verabschiedet und ausländische Hände geschüttelt. Die USA rasselten mit den Säbeln ob der Verantwortlichen der Terroranschläge der letzten Zeit, und in Russland nahmen die diktatorischen Züge des Staatsoberhauptes bedenkliche Ausmaße an.

Er blätterte um. Seite fünf: Sport! Handball, Fußball, Schwimmen und Tennis, eine kleine Ecke Golf und Leichtathletik, Interviews mit Turnern und Meinungen der Fans. Carsten übersprang diesen Teil. Sein Interesse für derartige

Themen hielt sich stark in Grenzen, oder, wie er es zu formulieren pflegte: Er fand sie stinklangweilig.

Auf Seite sechs verharrte er.

Ein halbseitiger Artikel, der von dem Foto eines geschäftig dreinblickenden Mannes flankiert wurde, erregte seine Aufmerksamkeit. Unter der Überschrift »Kommt die digitale Anarchie?« berichtete der Text von den Gefahren, die von Computerviren ausgingen, und betonte, dass deren Anzahl in den letzten Jahren dramatisch gestiegen sei.

Diese Entwicklung ist nach Auskunft des Präsidenten der Bundesanstalt für Sicherheit in der Informationstechnologie (BSI), Karl Ebbenschafft, auf zwei maßgebliche Ursachen zurückzuführen. Erstens: Immer mehr Menschen können über das Internet Kenntnisse darüber sammeln, wie man Viren entwickelt. Zweitens: Moderne Computersysteme wie das Windows-Betriebssystem weisen durch die verschärften Bedingungen auf den EDV-Märkten, der steigenden Konkurrenz, und der immer knapperen Entwicklungszeit (»Time to Market«) eklatante Sicherheitslücken auf, die die Verbreitung von Viren und anderen Schadprogrammen begünstigen.

»Diese Viren«, so Ebbenschafft, »stellen die vielleicht größte Bedrohung der weltweiten IT-Infrastrukturen dar. Wir müssen die Urheber mit der vollen Härte des Gesetzes bestrafen, andernfalls droht uns die digitale Anarchie.«

Das mag wie eine Endzeitprophetie klingen, doch Ebbenschaffts düstere Zukunftsprognose könnte Realität werden. Die Anzahl der im Umlauf befindlichen Viren steigt täglich an. Und der Schaden, den sie verursachen, geht in die Milliarden. Man mag sich nicht ausmalen,

welche Ausmaße dies in einem ›Worst Case‹, also im schlimmstmöglichen Fall annehmen könnte. Wir sprechen von globaler Bedrohung.

An dieser Stelle ließ Carsten die Zeitung sinken und dachte nach.

Der Virenproblematik war er sich bewusst, schließlich war er IT-Experte. In den vergangenen Jahren hatte ein wahrer Boom dieser Schädlinge eingesetzt. Tausende von Menschen in aller Herren Länder beschäftigten sich mit der Entwicklung und Verbreitung solcher Programme, und ihr Repertoire ging von harmlosen Botschaften wie ›Bush sucks‹ bis hin zu handfester Spionage, der Fernsteuerung von Computern zu kriminellen Zwecken und der Vernichtung sensibler Daten. Hinzu kam, dass sich dank der Segnungen des Internets solche Programme binnen weniger Stunden über den gesamten Erdball verbreiten konnten. Bis in die entlegensten Winkel hinein.

Globalisierung mal anders, dachte er sich.

Aber es waren nicht die Dimensionen dieses Problems, die ihn nachdenklich stimmten. Was ihm in jenem Moment durch den Kopf ging, war eine Idee, die er schon seit Längerem hatte. Eine verrückte Idee, eine irrsinnige Idee! Aber er wusste, dass sie machbar war.

Wer weiß: Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, um sie in Angriff zu nehmen.

Er wollte es versuchen.

Kapitel 3

Markus hatte sich auf den Weg zur Haltestelle gemacht und den Bus zum Bahnhof in allerletzter Sekunde erreicht. Als er im hinteren Teil des Fahrzeugs Platz genommen hatte, zog er ein Vorlesungsskript aus seinem Rucksack, um darin zu blättern, doch der seltsame Anruf ließ ihm keine Ruhe. Er versuchte, sich einzureden, dass er nur einem üblen Scherz aufgesessen war, einem Teenager mit einem seltsamen Sinn für Humor, doch das beruhigte ihn nicht. Der Hilfeschrei hatte echt geklungen. Wer auch immer am anderen Ende der Leitung gewesen war, hatte tiefe Panik erkennen lassen. Es war nur ein kurzes Aufheulen gewesen, ein hastiges Krakeelen, doch hatte es ausgereicht, um Markus auch jetzt noch einen kalten Schauer über den Rücken zu jagen.

Was, um alles in der Welt, sollte das?, fragte er sich.

Sollte er zur Polizei gehen und den Vorfall melden? Was genau sollte er den Beamten sagen? Ein Hilfeschrei, der von einer Nummer gekommen war, die nicht existierte?

Gerade Letzteres gab ihm Rätsel auf. Als Computer- und Technikfreak konnte er sich beim besten Willen nicht erklären, wie es möglich war, dass jemand von einer Nummer angerufen hatte, unter der nur Sekunden später niemand mehr

zu erreichen war. Das erschien ihm unmöglich. Wäre eine Mailbox rangegangen, hätte er sich mit dem Umstand trösten können, dass der Besitzer des Telefons vermutlich in einem Funkloch steckte. Wäre ein Besetztzeichen ertönt, hätte er auch das akzeptieren können. Aber: »Kein Anschluss unter dieser Nummer? Das war bizarr!

Hinzu kam, dass es keine Mobilfunknummer war, die er auf dem Display gesehen hatte, sondern ein Festnetzanschluss. Das war an der Ziffernfolge zu erkennen gewesen. Das Funkloch schied demnach als Möglichkeit aus. Und das Rätsel im Hinblick auf den nicht mehr existierenden Anschluss wurde umso größer.

So oder so, er konnte die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Er hielt es für durchaus denkbar, dass jemand in Gefahr war und dringend Hilfe benötigte. Es wäre somit fahrlässig von ihm, den Anruf zu ignorieren.

Er legte das Vorlesungsskript beiseite und zückte sein Handy. Nach ein paar Fingerbewegungen erschien die geheimnisvolle Nummer auf dem Display und er drückte abermals die Rückruftaste – so wie schon dreimal zuvor an diesem Tag. Das Ergebnis war immer dasselbe: kein Anschluss unter dieser Nummer!

Verdammt, wie kann das nur sein?, fragte er sich.

War die Nummer falsch übertragen worden? Sollte er ein paar Variationen ausprobieren, vielleicht ein paar Ziffern vertauschen, statt der 8 eine 0 wählen oder dergleichen? Was würde das nützen? Es gab Tausende von möglichen

Kombinationen, und sie alle auszuprobieren würde Stunden dauern. Nein, das war keine Lösung.

Er kam nicht umhin, dass der Gang zur Polizei der beste Weg war, den er gehen konnte. Der Pflicht zu helfen wäre Genüge getan. Alles Weitere läge dann nicht mehr bei ihm.

Seine Entscheidung war damit gefallen.

Als er einige Stunden später die Vormittagsvorlesungen hinter sich gebracht hatte, lief er zum nächsten Polizeirevier. Eine erfrischende Kühle empfing ihn, als er in den Eingangsbereich trat und an der Panzerglastür klingelte, die den Wartebereich von den Büroräumen abtrennte. Ein Beamter erschien kurz darauf und erkundigte sich über eine Gegensprechanlage, wie er ihm helfen könnte.

»Ich möchte einen Vorfall melden«, sagte Markus.

Er schilderte dem Mann mit knappen Worten, was ihm heute Morgen geschehen war.

Der Beamte sah ihn skeptisch an.

»Unter der Nummer ist niemand zu erreichen?«, fragte er ihn.

»Ja, genau. Ich habe es mehrmals versucht.«

»Haben Sie diese Nummer noch?«

»Natürlich.«

Markus zückte sein Handy und zeigte dem Beamten, was er sehen wollte. Jener betrachtete das Display und schien über das Gesagte nachzudenken. Dann betätigte er einen Knopf, der die Panzerglastür entriegelte und Markus den Zutritt gewährte.

»Kommen Sie«, bemerkte jener, und Markus folgte ihm bis zu einem Büro mit mehreren Schreibtischen und einem großen Schrank, in dem sich Aktenordner aneinanderreiheten. Der Polizist bat Markus, Platz zu nehmen. Dann nahm er dessen Handy, setzte sich ebenfalls hin, hob den Telefonhörer ab und wählte die geheimnisvolle Nummer.

Einige Sekunden verstrichen. Markus konnte nicht hören, was am anderen Ende der Leitung geschah, doch der Blick des Beamten, als die Verbindung zustande gekommen war, sprach für sich.

»Okay«, sagte jener und legte wieder auf. »Von dieser Nummer soll der Hilferuf gekommen sein?«

»Ja.«

»Da sind Sie sich ganz sicher?«

»Absolut.«

»Könnte es sein, dass sich jemand einen Scherz mit Ihnen erlaubt hat?«

»Das glaube ich nicht. Und selbst wenn: Man sollte der Sache trotzdem nachgehen, finden Sie nicht?«

Diese Frage schien zu sitzen. Der Beamte sah ihn mit einem wütenden »Erzähl mir nicht, wie ich meinen Job machen soll«-Blick an und nahm einen Stift zu Hand, um sich die Telefonnummer zu notieren.

»In Ordnung«, sagte er. »Ich brauche noch Ihre Personalien für eventuelle Rückfragen.« Die bekam er.

Gleich darauf machte sich Markus auf den Rückweg zur Berufsakademie. Es blieb ihm noch genügend Zeit für ein Mittagessen und für einen kurzen Abstecher zum Starbuck's.

Kapitel 4

Ein dumpfes Pochen gegen massives Eichenholz.

Der ältere Mann mit dem säuberlich geschnittenen weißen Haar und der buchhalterischen Nickelbrille auf der Nase sah von seinen Unterlagen auf. Er saß in einem Sessel hinter einem ausladenden Schreibtisch, während sich hinter ihm ein Panoramafenster erstreckte, von dem aus man die Skyline einer Großstadt sehen konnte.

»Herein!«, rief er.

Die Tür schwang auf. Der junge Mann mit den modisch gestylen Haaren und den beringten Fingern trat ein. In der rechten Hand hielt er eine Ledermappe.

»Guten Morgen«, begrüßte er den Älteren.

»Guten Morgen«, erwiderte jener und legte seinen Stift beiseite. Er wartete, bis sein Gast Platz genommen hatte.

»Ich habe mit unserem Mann in den Staaten telefoniert«, resümierte der junge Mann, während er die Blätter seiner Mappe überflog. »Die Sache entwickelt sich nicht wie geplant. Drei von vier Zielfirmen haben unsere Angriffe entdeckt und erfolgreich abgewehrt. Es sieht danach aus, als ob wir uns mit den nächsten beiden ebenfalls in eine Sackgasse manövrieren werden. Wir müssen unsere Strategie ändern.«

»Hm«, brummte der Ältere. »Ich habe geahnt, dass Collinworth der Falsche für den Job ist. Ihm fehlen das Feingefühl und die nötige Erfahrung. Wie sollen wir Ihrer Meinung nach weiter verfahren?«

»Zunächst einmal werde ich Collinworth durch Messey ersetzen. Er hat sich in Frankreich und Belgien bewährt und das Projekt in Swanwick erfolgreich zum Laufen gebracht. Er ist wirklich gut.«

»Tun Sie das. Was noch?«

»Ich schlage vor, dass wir vermehrt auf Firmeninsider setzen, die die Sicherheitssysteme infiltrieren können. Die Branche ist gewarnt und sensibilisiert, sie schirmt sich immer erfolgreicher ab.«

»Haben wir entsprechende Leute auf unserer Gehaltsliste?«

»Ja. Wir müssen das aber noch weiter ausbauen.«

»Welches Budget benötigen Sie?«

»Wir reden von zwanzig bis dreißig Insidern in zwölf Firmen, die wir anwerben müssen. Die meisten von ihnen sind Angestellte im mittleren Gehaltsbereich mit stagnierenden Karrieren und privaten Geldsorgen. Wir kommen auf einen Finanzpool von ungefähr zweieinhalb Millionen Euro, plus/minus ein- bis zweihunderttausend.«

»Kriegen Sie. Wie viel Zeit brauchen Sie?«

»Drei Wochen, maximal vier.«

»Sie haben freie Hand.«

Der Junge zog einen Füller aus seinem Jackett und begann sich Notizen zu machen. Einen Moment lang war nur das Kratzen der Füllerspitze auf dem Papier zu hören.

»Was macht die andere Sache?«, fragte ihn der Alte.

»Sie meinen den Maulwurf?«

»Ja.«

»Wir verhören ihn noch. Die Sache gestaltet sich schwieriger als gedacht. Was wir bisher in Erfahrung bringen konnten, ist, dass uns eine größere Organisation auszuspionieren versucht. Der Maulwurf konnte allerdings keine genauen Angaben zu ihren Mitgliedern machen, noch nicht einmal, was deren Anzahl betrifft. Die gesamte Kommunikation verlief anonym per Telefon oder Internet. Keine persönlichen Treffen. Diese Leute verstehen ihr Handwerk. Nur einen einzigen Namen wusste er: Martinez.«

»Martinez?«, wiederholte der Ältere nachdenklich. »Klingt spanisch. Mann oder Frau?«

»Laut dem Maulwurf, eine Frau.«

»Sind uns aktuell irgendwelche Organisationen aus dem Südwesten Europas bekannt, die uns bedrohen oder angreifen wollen?«

»Nein. Nicht, dass ich wüsste. Aber wir verfolgen natürlich jede Spur.«

»Wie hoch schätzen Sie die Bedrohung für uns ein? Welche Informationen hat der Maulwurf weitergegeben? Wie ernst kann die Sache für uns werden?«

»Das ist im Augenblick nicht abzuschätzen. Ich persönlich halte das Risiko für gering und überschaubar. Die Ausbeute an Informationen für die Gegenseite kann nur minimal gewesen sein, der Maulwurf hatte nie Zugang zu den wirklich wichtigen Daten.«

»Okay. Ich gebe Ihnen Zeit bis zum Ende der Woche, danach möchte ich, dass der Maulwurf beseitigt wird. Haben Sie mich verstanden?«

Der junge Mann schwieg einen Moment und hielt in seinem Schreiben inne. Dann sah er auf und erwiderte: »Entschuldigen Sie, aber ich denke, dass das ein Fehler wäre. Er ist die beste Quelle, die wir zurzeit haben, die beste Verbindung zu unseren Feinden. Wenn wir ihn ausschalten, dann haben wir gar nichts mehr.«

»Unsinn!«, brummte der Alte. »Sie haben mir doch gerade gesagt, dass er nicht tief genug in unsere Geschäfte eingeweicht war, um uns gefährlich zu werden. Das waren Ihre Worte, nicht wahr? Oder sind Sie sich Ihrer Sache doch nicht so sicher? Wenn dem so ist, dann will ich es *jetzt* hören!« Er deutete fordernd mit dem Zeigefinger auf sein Gegenüber.

»Nein«, erwiderte der Jüngere. »Ich stehe zu meiner Aussage.«

»Dann tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe: Noch vier Tage, dann weg mit ihm!«

»In Ordnung, wie Sie wollen.« Weitere Notizen.

Der Alte räusperte sich und lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Sonst noch was?«, fragte er.

»Nein. Für den Moment ist das alles.« Der junge Mann erhob sich und klappte die Mappe zu. »Ich informiere Sie, sobald ich Neuigkeiten habe.«

Er verließ den Raum.

Kapitel 5

»Dominik, kann ich dich mal kurz stören?«

Der Angesprochene war gerade in eine anregende und sehr wortreiche Konversation über seinen letzten Tauchurlaub vertieft. Zwei Wochen hatte er mit einer Gruppe Gleichgesinnter auf einer Segeljacht verbracht. Mit glänzenden Augen schwärmte er von der Schönheit ägyptischer Korallenriffe, dem kristallklaren Wasser des Mittelmeers, der glühend heißen Sonne des Äquators, von den kurzen Zwischenstopps an Land, um sich Alexandria, Kairo und Gizeh anzusehen. Es war traumhaft schön gewesen. Die Bräune seiner Haut zeugte von dem herrlichen Wetter und die Freude in seinem Gesicht von der Begeisterung, die er mit nach Hause gebracht hatte.

Als er die Stimme vernahm, wandte er sich um. Sein alter Freund Carsten Schmitz stand hinter ihm.

»Hallo Carsten«, begrüßte er ihn und prostete ihm mit seiner Kaffeetasse zu. »Was hat dich in die Pausenzone verschlagen? Ist dein Computer kaputt?«

»Ich habe mich verlaufen«, grinste jener.

Dominik lachte. Dies war ein kleiner, freundschaftlicher Scherz zwischen den beiden, der auf der Tatsache beruhte,

dass sich Carsten fast nie in einer Pausenzone blicken ließ. Für derlei Zeitvertreib fehlte ihm schlicht das Interesse.

Dominik und Carsten kannten sich schon lange. Sehr lange sogar. Sie waren in demselben kleinen Dörfchen im Rheinland aufgewachsen, hatten dieselbe Schule besucht, eine Zeit lang sogar an derselben Universität studiert. Dann jedoch hatten sich ihre Wege für einige Jahre getrennt. Carsten hatte sich auf Netzwerktechnologien spezialisiert und Dominik auf kryptografische Systeme – also auf Anwendungen, die Daten ver- und entschlüsselten. Sie hatten sich aus den Augen verloren.

Vor zwei Jahren waren sie sich in London wieder über den Weg gelaufen. Ganz zufällig und überraschend. Dominik hatte mit seiner Frau einen Kurzurlaub in der britischen Hauptstadt verbracht, Carsten war geschäftlich dort gewesen. Sogleich waren sie sich in die Arme gefallen, hatten gelacht und Hände geschüttelt, über alte Zeiten geplaudert und die neuesten Neuigkeiten ausgetauscht. Dominik, der mittlerweile eine höchst lukrative Stelle in einem Hamburger Unternehmen angenommen hatte, war klug genug gewesen, Carsten seinen Arbeitgeber schmackhaft zu machen. Und Carsten hatte keine Zeit verloren, sich dort zu bewerben. Und die Firma wiederum hatte sich die Chance nicht entgehen lassen, einen so hochtalentierten jungen Netzwerkspezialisten anzuwerben.

So waren sie wieder vereint worden.

Ein Umstand, den Dominik bei seinem Freund sofort bemerkte, war dieser halb verklärte, halb geistesabwesende Blick, mit dem er gelegentlich bei ihm auftauchte, um ihm von

einer neuen Idee zu erzählen. Wann immer das geschah – so wie in diesem Augenblick –, ging Carsten zu Dominik, berichtete ihm von seiner Vision und hörte sich dessen Meinung an. Außerdem benötigte er jemanden, der ihm half, die Idee für ihren Chef Holger Remberger aufzubereiten und in eine Präsentation zu gießen. So etwas beherrschte Carsten überhaupt nicht.

»Ich bin kein Verkaufsmensch«, hatte er ihn des Öfteren sagen hören. »Ich bin ein *Think tank*, ein Ideenlieferant. Etwas an den Mann zu bringen ist nicht mein Ding.«

Also lächelte Dominik auch dieses Mal und fragte ihn: »Hier oder woanders?« Er kannte die Antwort. Sie lautete: »Nicht hier. Lass uns unter vier Augen sprechen.«

Dominik entschuldigte sich bei seinen Zuhörern und versprach ihnen, die Geschichte bei nächster Gelegenheit zu beenden. Dann verließ er mit Carsten die Pausenzone und begab sich in einen freien Konferenzraum im Westflügel des Gebäudes.

»Also, mein Lieber«, sagte er und nahm auf einem der Stühle Platz. »Schieß los. Was liegt dir auf dem Herzen?«

»Mir ist eine Idee gekommen.«

»Das dachte ich mir schon. Worum geht es?«

»Um genau zu sein, um Gobindas.«

Dominik zog die Stirn in Falten.

»Nie gehört«, erwiderte er. »Was soll das sein?«

»Der Name sagt dir nichts?«

»Nicht wirklich.«

»Okay, dann hör zu: Vor etwas mehr als einem Jahr hat die Firma eine Spionagesoftware entwickelt, die sich *Gobindas* nennt. Das ist eine Abkürzung für »Globale Observation von Internetdatenströmen«. Der Auftrag kam vom Bundesnachrichtendienst. Sinn und Zweck war es, die über das Internet versandten Datenpakete auf verdächtige, kriminelle oder terroristische Inhalte hin zu durchsuchen, also Pläne für Anschläge, Geldschiebereien, Drogengeschäfte, aber auch kinderpornografisches Material und Betrugsdelikte. Sobald etwas davon registriert würde, sollte das Bundeskriminalamt oder der BND eine Benachrichtigung erhalten.«

»Ach ja, doch, jetzt erinnere ich mich. Ich habe Gerüchte darüber gehört, dass so etwas entwickelt werden sollte. Wurde es tatsächlich realisiert?«

»Vor zwölf Monaten war der Startschuss.«

»Und das bisherige Ergebnis?«

»Statistiken habe ich keine, aber mir wurde zugetragen, dass mittlerweile alle großen Internetanbieter in Deutschland mit der Software ausgerüstet sind und auch einige der kleineren. Hinzu kommt, dass beinahe alle Länder der EU – mit Ausnahme von Luxemburg und Zypern – bei *Gobindas* mitmachen. Der Wirkungsbereich der Software erstreckt sich auf über neunzig Prozent der europäischen Internet-Infrastruktur.«

»Schau mal einer an!« Dominik piff beeindruckt durch die Zähne. »Da bin ich platt.«

Das war er wirklich. Wobei dies nicht etwa dem Umstand geschuldet war, dass er von den Spionageaktivitäten seiner

Firma nichts gewusst hätte. Ganz im Gegenteil, es war für jeden Angestellten ein offenes Geheimnis, dass der wesentliche Teil der Unternehmensgeschäfte in der Belieferung deutscher Nachrichtendienste bestand. Nach außen hin gab man sich als ehrbarer Produzent kostengünstiger Netzwerkkomponenten, doch das war nur Tarnung. Ein Scheingeschäft, um von der Wahrheit abzulenken.

Nein, was Dominik tatsächlich daran verblüffte, war die Tatsache, dass man ein Vorhaben dieser Größe umgesetzt hatte. Eine Spionagesoftware, die beinahe den kompletten europäischen Internetverkehr überwachte, war eine Titanenleistung, sie übertraf seine Vorstellungen. Keiner der Internetanbieter wollte riskieren, eines Tages einen Bericht darüber in der BILD-Zeitung zu lesen. Ganz zu schweigen, dass das Ausspionieren personenbezogener Daten ohne konkretes Verdachtsmoment und ohne richterliche Anweisung zutiefst illegal war.

»Wie haben sie das durchgesetzt?«, fragte er daher. »Die Internetanbieter müssen sich gewehrt haben wie Nuten vor einer Beichte.«

»Natürlich haben sie das. Aber die Firma hat ihnen mit einer endlosen Folge von Bilanz- und Finanzprüfungen, Kartellrechtsverfahren und sonstigen Schikanen gedroht, für den Fall, dass sie sich weigern sollten.«

»Die Behörden hätten da mitgezogen?«

»Ja.«

»Und das hat funktioniert?«

Carsten nickte. »Keine dieser Firmen kann sich eine Armada von Bilanzprüfern leisten, das kostet nur Zeit und Geld. Und die meisten von ihnen haben auch tatsächlich etwas zu verbergen. Ich meine, wer führt heutzutage schon ehrlich und korrekt seine Bücher?«

Dominik musste lächeln. »Demokratische Erpressung«, stellte er amüsiert fest.

»So kann man es sagen. Soll ein sehr effektives Druckmittel sein.«

»Das glaube ich dir gerne.«

»Na, wie dem auch sei, zurück zu meiner Idee! Im Augenblick achtet Gobindas nur auf kriminelle Inhalte. Ich habe mich gefragt, ob man es auch auf Computerviren anwenden könnte?«

»Auf Viren?«, wiederholte Dominik überrascht.

»Ja.«

»Warum das denn?«

»Ganz einfach: Ist dir klar, wie hoch der wirtschaftliche Schaden ist, den Viren, Würmer und Trojaner jedes Jahr anrichten? Gigantisch! Hast du dir entsprechende Berichte durchgelesen? Jede Woche erscheint eine neue Handvoll dieser Schädlinge, von denen einer schlimmer ist als der andere. Und woran liegt das? Im Wesentlichen daran, dass jedes Kleinkind heutzutage in der Lage ist, so etwas zu programmieren. Die nötigen Informationen findet man kostenlos im Internet. Meine Idee wäre, die Filter von Gobindas dahingehend anzupassen, dass sie auch auf Virenaktivitäten achten. Wir könnten ein Frühwarn- und Kontrollsystem

einrichten und Schädlinge bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgen. Stell dir das mal vor, Dominik: Ein System, welches die Entwickler neuer Viren binnen kürzester Zeit ermitteln könnte. Das wäre ein Knüller!«

»Gut, gut, mag sein. Aber warum sollten sich die Nachrichtendienste darauf einlassen? Sie haben keinen Nutzen davon, irgendwelche computerbegeisterten Teenager zu jagen, oder?«

»Ach du liebe Zeit, Dominik!«, tönte Carsten. Er breitete seine Arme aus wie ein mahnender Priester. »Denk doch mal nach! Natürlich haben sie einen Nutzen davon. Viren greifen nicht nur private Computer und Netzwerke an, sondern auch behördliche und militärische. Das ist eine Frage der nationalen Sicherheit.«

»Denkst du, ihnen ist das bewusst?«

»Das hoffe ich doch. Um den wirtschaftlichen Schaden, den die Dinger verursachen, werden sie jedenfalls nicht herumkommen. Die Milliarden an Euro, die durch Virenattacken zerstört werden, sind ein gewichtiges Argument. Und es könnte in Zukunft noch schlimmer werden, denn es könnte nicht nur Firmen oder Privatpersonen treffen, sondern vielleicht auch Banken und Börsen.«

»Wirtschaftlicher Kollaps durch Virenattacken. Darauf willst du hinaus, nicht wahr?«

»Ganz genau.«

»Nichts für ungut, Carsten, aber ich halte das für eine bekloppte Idee. Wir haben alle schon mal darüber gefachsimpelt, wie die globale Wirtschaft durch gezielte Virenattacken in den Ruin getrieben werden könnte, aber du weißt genauso gut

wie ich, dass das nur Stammtischgeschwätz ist. Niemand könnte eine Attacke so weitreichend und wirkungsvoll einsetzen, dass er die Stabilität eines Landes gefährdet. Und was diese Milliardenverluste angeht: Die entstehen vor allem durch Angriffe auf Firmen, die zu blöde oder zu nachlässig sind, um sich mit der nötigen Sicherheitstechnik auszustatten. Das ist beinahe so, als würde ich einen Ferrari unverschlossen in Berlin-Kreuzberg stehen lassen und mich dann wundern, wenn er geklaut wird. Das Argument zählt einfach nicht.«

»Okay, mag sein. Aber was, wenn es mal eine *große* blöde Firma trifft? Wenn nicht nur ein oder zwei Milliarden Euro Schaden entstehen, sondern zwanzig oder vierzig? Was, wenn eine Firma in den Konkurs getrieben wird und dadurch ein paar Tausend Arbeitsplätze kaputtgehen? Das sind Gefahren, die sehr wohl eine Rolle spielen.«

»Mathematisch betrachtet kann vieles geschehen, Carsten. Mathematisch betrachtet kann mir auch ein zweiter Kopf wachsen und *La Paloma* singen. Aber das bedeutet noch lange nicht, dass es wirklich geschieht.«

»Okay, na gut, wie wäre es mit folgendem Vorschlag: Du hilfst mir, eine Präsentation für Remberger auszuarbeiten, und im Gegenzug verspreche ich dir, dich aus der Sache herauszuhalten. Wenn das Ganze floppen sollte, hast du nichts zu befürchten und ich nehme es allein auf meine Kappe.«

»Ach, Carsten, darum geht es mir doch nicht –«

»Ja, ich weiß«, unterbrach er seinen Freund. »Trotzdem schlage ich es dir vor. Ich habe ein gutes Gefühl bei der Sache, weißt du, und ich will es auf einen Versuch ankommen

lassen. Remberger könnte auch Nein sagen, dann hat sich das Thema sowieso erledigt.«

Dominik lehnte sich zurück und starrte zur Decke.

»Na schön, von mir aus«, sagte er. »Wenn du es unbedingt versuchen willst, dann helfe ich dir. Wobei: Wie willst du das Problem vollkommen neuer Viren lösen? Wie willst du die entdecken?«

»Auf dieselbe Weise, wie es Antivirenprogramme heutzutage schon tun: Heuristische Verfahren! Wir suchen nach Befehlsmustern, die auf einen Virus hindeuten könnten. Das ist keine hundertprozentig sichere Methode, aber mit ein bisschen menschlicher Nacharbeit könnten die Erfolge dennoch beachtlich sein.«

Ein paar Sekunden herrschte Schweigen. Dominik versuchte abzuwägen, ob er seinem Freund den Gefallen tun oder ihm die Idee lieber ausreden sollte. Für Letzteres fand er relativ wenige Argumente, weshalb er sich am Ende dazu entschied, mitzumachen.

»Na schön«, sagte er. »Versuchen wir es. Du wirst einiges an Arbeit reinstecken müssen. Du brauchst ein Team von Gobindas-Experten, eine detaillierte Beschreibung der Funktionsweise von Virensclannern und die Genehmigung von Remberger.«

»Dann«, sagte Carsten voller Vorfrende, »lass uns an die Arbeit gehen!«

Kapitel 6

Am nächsten Morgen saß Markus an einem Computer der Berufsakademie und vertrieb sich die Pausenzeit damit, im Internet zu surfen und Nachrichten zu lesen. Er war kein Raucher, es zog ihn also nicht in den Außenbereich der Akademie, und die Kantine im Erdgeschoss war, gelinde gesagt, eine Zumutung. Somit blieb ihm als einzige Alternative nur noch der Computerraum mit seinem kostenfreien Internetzugang.

Die ersten Minuten überflog er die Artikel und Meldungen auf den Nachrichtenseiten nur flüchtig. Er las – wenn überhaupt – die ersten Sätze und einleitenden Worte, dann blätterte er weiter. Es war nicht viel passiert, musste er feststellen.

Bei einer Meldung aus dem Großraum Frankfurt blieb er allerdings hängen.

Die altehrwürdige Kujau & Wendenberg Investment AG, so wurde dort berichtet, hatte völlig unerwartet Insolvenz angemeldet. Die Arbeitsplätze von mehr als vierhundert Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern waren dadurch bedroht, und auf die Anleger und Kunden kamen Verluste in Höhe von mindestens 1,5 Milliarden Euro zu. Massive Protestkundge-

bungen waren die Folge, in denen die lückenlose Aufklärung und rechtliche Prüfung des Vorfalls gefordert wurde.

»Wie kann es sein«, wurde ein Mitarbeiter von Kujau & Wendenberg zitiert, »dass wir von finanziellen Problemen nie etwas gehört haben? Uns hat man immer versichert, dass mit dem Unternehmen alles in bester Ordnung ist!«

Tatsächlich war es so, dass Kujau & Wendenberg durchgehend schwarze Zahlen geschrieben hatte. Der für den Fall zuständige Staatsanwalt Herrmann Köhler kündigte an, den Tatbestand der Bilanzfälschung, der Insolvenzverschleppung und der Veruntreuung von Geldern prüfen zu wollen.

Obwohl Markus noch nie von dieser Firma gehört oder mit ihr zu tun gehabt hatte, ließ ihn der Text nicht mehr los. Seine Augen klebten förmlich auf dem letzten Paragraphen. Dort wurde die Nummer einer Telefonhotline genannt, bei der sich Kunden von Kujau & Wendenberg melden und über den aktuellen Stand der Ermittlungen erkundigen konnten.

Die Nummer war Markus nicht bekannt.

Ihre Vorwahl hingegen schon!

Er starrte sie mit einer Mischung aus Unglauben und Begeisterung an. Denn die ersten Ziffern der Beratungshotline waren exakt dieselben wie in der geheimnisvollen Nummer von heute Morgen! Der Anruf musste also aus Frankfurt gekommen sein.

Er zückte sein Handy und sah noch mal nach.

Ja, stellte er fest. *Das passt!* Es war tatsächlich eine Frankfurter Vorwahl.

Gleich darauf kam ihm ein weiterer Gedanke.

Das Internet! Suchmaschinen!

Er könnte die Nummer in eine Suchmaschine eingeben und darauf hoffen, dass sie irgendwo, auf irgendeiner Internetseite dieser Welt vorkam. Einen Versuch war es auf jeden Fall wert.

Seine Finger flogen über die Tastatur, und nur Sekunden später stand die Nummer in dem entsprechenden Feld. Er klickte auf »Suche starten«.

Nun wurde es spannend!

Gebannt starrte er auf den Bildschirm. Eine Sekunde verstrich. Eine zweite. Eine dritte.

Nichts geschah.

Nun mach schon!, keifte er stumm. Die Datenleitungen waren ziemlich ausgelastet, was wohl daran lag, dass zahlreiche Studenten die Gunst der Pause nutzten, um im Internet zu surfen.

Vier Sekunden vergingen, fünf, sechs. Immer noch war der Bildschirm leer.

Markus wurde zunehmend nervöser. Seine Hände fühlten sich kalt und feucht an und er spürte, wie sich sein Magen verkrampfte.

Sieben Sekunden, acht, neun.

In diesem Moment geschah es!

Mit einem kurzen Flackern präsentierte die Suchmaschine ihr Ergebnis. Es bestand nur aus einem einzigen Eintrag, doch der reichte völlig aus.

Die Nummer gehörte zu einer Firma namens Innovative Software Solutions AG!

Kapitel 7

Die Innovative Software Solutions AG hatte ihren Hauptsitz in Frankfurt am Main, dem Finanzmekka im hessischen Bundesland. Gegründet worden war sie 1978 in den Vereinigten Staaten, von den Gebrüdern Harold und Walther Siefen. Zu dieser Zeit hatte das erste zarte Pflänzchen des späteren Heimcomputerbereiches zu blühen begonnen und mit dem legendären ALTAIR-Computer, dem Apple 1 und 2 sowie dem PET phänomenale Erfolge gefeiert. Für Unternehmen hatte sich zum ersten Mal die Möglichkeit geboten, mit privaten Computeranwendern Geld zu verdienen, nicht mehr nur mit Großkonzernen. Konkret bezog sich das auf Software. Und noch konkreter auf Anwendersoftware, die die Bedürfnisse der Heimcomputerbesitzer befriedigte. Die zwei Brüder erkannten das und schickten sich an, auf die Nachfrage ein Angebot zu schaffen.

Doch – so berichtete die Innovative-Seite weiter – mit dieser Idee waren sie ihrer Zeit zu weit voraus, um auf dem jungen Markt ausreichend große finanzielle Erfolge feiern zu können. Anwendersoftware in großen und damit profitablen Stückzahlen abzusetzen war schwierig, denn es war noch nicht klar gewesen, welches der völlig unterschiedlichen

Computersysteme sich am Ende durchsetzen würde. Die Firma geriet in finanzielle Schwierigkeiten, wurde irgendwann aufgelöst und einige Monate später – warum auch immer – im damaligen Westdeutschland neu eröffnet. Der Name war derselbe geblieben, nur die Geschäftsidee hatte sich geändert: Anstelle des Heimcomputerbereiches waren nun wieder die Großrechnerlandschaften von Unternehmen im Zentrum des Interesses. Man begann kaufmännische Software zu entwickeln, Planungs- und Prognoseanwendungen für die Automobilindustrie und Verarbeitungsroutinen für Finanzinstitute. Und hatte Erfolg! Beträchtlichen Erfolg sogar. Binnen eines Jahres konnte die Innovative Software Solutions AG ihren Gewinn auf 22,9 Millionen D-Mark steigern.

Etwas später, als der IBM-Computer, der Apple Macintosh und der Commodore Amiga den Sieg des Heimcomputerbereiches endgültig einläuteten, führte Innovative einen radikalen Umschwung durch. *Back to the roots* schien das Motto gelautet zu haben, zurück zu den Wurzeln also, denn die Firma verließ den nährenden Busen des Großrechnermarktes und kehrte dorthin zurück, von wo sie ursprünglich gekommen war: zum Heimcomputerbereich.

Diesmal wurden die Mühen der Brüder belohnt. Das Geschäft blühte auf, die Softwareprodukte verkauften sich zu Millionen und die Kasse klingelte.

Anfang der Neunzigerjahre folgte der dritte und letzte Schritt in der bewegten Firmengeschichte. Die Brüder erkannten die Bedeutung des Internets und weiteten ihre Geschäftstätigkeiten darauf aus. Damit waren sie um einiges schneller

und cleverer gewesen als der Softwareriese Microsoft, der bis 1995 die Zeichen der Internetzeit völlig verschlafen hatte.

Auch dieses Konzept zahlte sich aus. Die Umsätze des Unternehmens stiegen weiter an, die Anzahl der Mitarbeiter ebenso, und binnen fünf kurzer Jahre hatte sich Innovative zu einem geachteten, finanzstarken Boliden entwickelt, der Tochterfirmen in den USA, in Großbritannien, Frankreich, Österreich und Japan unterhielt. Selbst die folgenden Jahre, die von wirtschaftlichen Krisen und dem Abflauen des Internethypes gekennzeichnet waren, taten dem Erfolg keinen Abbruch. Innovative stand fest auf dem Boden der Computerwelt, unverrückbar und stark, so als seien die Entwicklungen und Veränderungen auf dem Markt keine ernsthafte Bedrohung für sie. Manche Wirtschaftsexperten ließen sich dazu hinreißen, der Innovative Software Solutions AG den Spitznamen »Koloss von Frankfurt« zu geben, in Anlehnung an das berühmte griechische Vorbild auf Rhodos.

An dieser Stelle war der Text zu Ende.

Soweit, so gut, dachte sich Markus. Nun wusste er, mit wem er es zu tun hatte. Oder noch eher: Von wo aus der Anruf gekommen war. Doch ergab das einen Sinn? Ein Hilferuf aus einer Softwarefirma? Und dann auch noch – wenn man der Internetseite Glauben schenkte – von einem Nebenanschluss, unter dem man eine Frau Martinez aus dem Servicecenter erreichen konnte, die einem bei Problemen mit Firmenprodukten half? Das war sehr seltsam! Besonders im Hinblick darauf, dass der Anschluss nicht mehr existierte.

Könnte ich vielleicht auf eine andere Weise mit Innovative in Kontakt treten?

Ein kleines Feld am linken, oberen Rand der Seite trug die Aufschrift »Kontakt«. Markus klickte es an. Er wurde auf eine Art Impressum weitergeleitet.

Zu seinem großen Erstaunen war dort keinerlei alternative Telefonnummer oder E-Mail-Adresse vermerkt. Lediglich ein Eingabeformular lud Besucher dazu ein, eine Nachricht für Innovative einzugeben und diese an das Unternehmen zu schicken.

Na toll, grummelte Markus. Das war nicht ganz das, was er sich erhofft hatte, aber einen Versuch war es definitiv wert. Er tippte ein paar Sätze ein, in denen er den Anruf und den Hilfeschrei beschrieb, dann gab er seine private E-Mail-Adresse an und betonte, dass es sich hierbei nicht um einen Scherz handelte und er dringend darum bitten würde, sich bei ihm zu melden.

Als er fertig war, klickte er auf »Senden«.

Nur Sekundenbruchteile später informierte ihn eine Nachricht in dicken, roten Lettern darüber, dass das Senden aufgrund eines Systemfehlers nicht erfolgreich war.

Er versuchte es noch einmal. Wieder vergeblich.

Okay, also keine Online-Nachricht.

Gab es irgendwo eine weitere Telefonnummer, die er anrufen könnte? Und sei es auch nur der Hausmeister oder Pförtner?

Fünf Minuten später wusste er die Antwort. Sie lautete: Nein! Die gesamte Innovative-Seite enthielt keine einzige

Kontaktinformation mehr. Es gab nur das Eingabeformular und die Nummer von Frau Martinez. Sonst nichts.

»Herrgott, das darf doch nicht wahr sein«, rief Markus frustriert.

Er schmetterte die Maus auf den Tisch und warf sich in dem Stuhl zurück. Ein paar Studenten drehten sich zu ihm um und sahen ihn irritiert an, doch er beachtete sie nicht.

»Es muss doch eine Möglichkeit geben, mit dieser Scheißfirma in Kontakt zu treten.«

Trotz aller Flüche blieb seine Suche vergebens. Markus musste sich am Ende eingestehen, dass es außer der einen Nummer – *seiner* Nummer – keine andere gab. Und auch keine E-Mail-Adresse, Faxverbindung oder einen Verweis zu einer anderen Internetseite.

Nur eine Postadresse stand noch dort: Kohlbergstraße 121-129, Frankfurt am Main.

Offenbar gab es nur eine einzige Möglichkeit, um der Lösung dieses Rätsels einen Schritt näher zu kommen.

Er musste nach Frankfurt fahren!

Kapitel 8

Jetzt kam es darauf an! Jetzt ging es um Gewinnen oder Verlieren. In den nächsten Minuten würde sich entscheiden, ob er mit seiner Idee Erfolg haben würde oder nicht. Es war ein prickelnder, ein elektrisierender Moment.

Carsten ließ seinen Blick über die wartenden Gesichter schweifen. Acht waren es an der Zahl. Jeder von ihnen war mit einem Laptop, einem Block und ein paar Stiften bewaffnet und harrte der Dinge, die da kommen würden. Vier davon kannte er nicht, er war ihnen noch nie begegnet. Aufgrund ihrer Anzüge vermutete er, dass sie vom BND waren oder von irgendeiner anderen Behörde, die sich mit geheimen Projekten beschäftigte. Hier wurden keine Namen genannt und keine Visitenkarten ausgetauscht. Solche Leute geisterten immer mal wieder durch die Gänge der Firma. Sie trugen unter der Belegschaft den scherzhaften Spitznamen *Men in Black*. Die nächsten drei waren Andreij Milic und Thomas Stockach, zwei Netzwerkspezialisten aus dem Bereich Internetüberwachung, sowie Karl-Heinz Briest, der Entwicklungsleiter und geistige Vater von Gobindas. Als Letzter folgte noch Holger Remberger, Carstens Chef, die wohl schillerndste Figur des Oktetts. Remberger war ein Mann Ende

vierzig, mit buschigem, von grauen Strähnen durchzogenem Haar und einem sonnenegerbten Gesicht. Er trug sein Lieblingsoutfit, bestehend aus einer kohlrabenschwarzen Lederhose mit farblich darauf abgestimmtem Gürtel, dazu ein tiefblaues Jeans-T-Shirt, ein orange-weiß gestreiftes Halstuch und einen kleinen, fast unsichtbaren Ohrstecker. Wer ihn sah, konnte ihn leicht mit einem alternden Bordellbesitzer oder einem verkappten Easy-Rider-Typen verwechseln, der in einer Midlife-Crisis steckte und sich deshalb eine Harley gekauft hatte. Auch Carsten war anfänglich diesem Irrtum erlegen. Doch die Realität lag meilenweit davon entfernt. Holger Remberger gehörte zu den genialsten Menschen, denen er je begegnet war. Vor etwas mehr als fünfzehn Jahren hatte jener seinen Dienst angetreten, nach einer steilen Karriere bei der DEBIS, bei Hewlett Packard und Sony, und er hatte sich binnen kürzester Zeit als brillanter Stratege, Meister seines Fachs und innovativer Denker hervorgetan. Wann immer ein Mitarbeiter eine Idee hatte, konnte er sich sicher sein, dass Remberger ein offenes Ohr für ihn hatte. Er hörte sich den Vorschlag geduldig an, betrachtete ihn aus allen nur erdenklichen Perspektiven, stellte Rückfragen, machte Verbesserungsvorschläge und traf am Ende seine Entscheidung. *Gottes Schiedsspruch* nannten das seine Mitarbeiter ehrfurchtsvoll.

Genau das stand Carsten bevor: Gottes Schiedsspruch! Er hätte lügen müssen, hätte er behauptet, nicht nervös zu sein. Doch er versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen und so professionell wie möglich zu wirken.

Langsam beugte er sich über seinen Laptop und lud die Präsentation, die er am Vorabend mit Dominik ausgearbeitet hatte. Wieder einmal hatte es sich gezeigt, dass an seinem Freund ein Marketingexperte verloren gegangen war. Die Präsentation war schlicht aber aussagekräftig, unaufdringlich aber eindrucklich.

»Meine Herren, ich danke Ihnen für Ihr zahlreiches Erscheinen und dafür, dass Sie sich die Zeit genommen haben, meiner Idee beizuwohnen«, begann er seinen Vortrag, als die erste Folie auf die Wand projiziert wurde. »Ich hoffe, dass ich Ihr Interesse wecken kann, denn es ist meine Überzeugung, dass sich hier ein großes Potenzial verbirgt, welches wir nicht ungenutzt lassen sollten.«

Die Anwesenden nickten.

Das Spiel konnte also beginnen.

»Wie Sie wissen, hat die Computerwelt in den letzten Jahren eine Entwicklung durchgemacht, die man mittlerweile zu den größten Bedrohungen der Gegenwart zählt. Die Rede ist von Viren. Oder noch genauer: Die Rede ist von Schadens- und Spionageprogrammen, die Computersysteme angreifen und infizieren. Manche von ihnen sind harmlos, andere sind hochgradig gefährlich. Sie vernichten Daten, spionieren Passwörter aus oder geben unbefugten Personen Zugriff auf sensible Systeme. Der verursachte Schaden geht in die Milliarden. Und mit jedem Jahr wächst die Anzahl solcher Programme. Je nachdem welche Zählweise man verwendet, existieren aktuell zwischen 50.000 und 80.000 Viren. Tendenz steigend!

Was können die Konsequenzen sein? Nehmen Sie den Online-Versandhändler Amazon. Zum Jahrtausendwechsel war dieser einem groß angelegten Angriff auf seine Verwaltungs- und Handelsabwicklungsrechner ausgesetzt. Das hat dazu geführt, dass der gesamte Onlineverkauf für zwei Stunden lahmgelegt war. Die Verluste, die die Firma erlitten hat, werden auf ein bis zwei Milliarden Euro geschätzt und hätten Amazon beinahe in den Konkurs getrieben. Gesteuert und ausgeführt wurde dieser Angriff durch Viren, die auf den Computern ahnungsloser Anwender installiert waren.

Dieses Beispiel zeigt, mit was für einer kriminellen Energie wir es zu tun haben und welche Auswirkungen ein Computervirus haben kann. Es wird höchste Zeit, etwas dagegen zu unternehmen. Andernfalls überlassen wir die Sicherheit unserer IT-Systeme dem guten Willen irgendwelcher Hacker und steuern auf eine Zukunft zu, in der Kleinkinder die Fundamente von Großunternehmen erschüttern können und ausländische Regierungen keine Agenten mehr brauchen, um Informationen auszuspionieren, sondern nur noch ein paar Hundert Zeilen Code.

Dieser Gefahr müssen wir uns entgegenstellen. Auf diese Gefahr müssen wir reagieren. Viel zu lange wurde die Problematik der Computerviren von der Regierung stiefmütterlich behandelt. Die Zeit ist gekommen, um sowohl zukunftsweisende als auch effiziente Konzepte zu entwickeln, damit wir diesem Problem Herr werden. Ich möchte Ihnen im Folgenden ein solches Konzept vorstellen.«

Mit diesen Worten wechselte er zur zweiten Folie seiner Präsentation. Sie trug die Überschrift »Damals und heute« und zeigte zwei miteinander verbundene Telefone.

»Möchte ich mit jemandem telefonieren, so gebe ich seine Nummer in mein Telefon ein. Diese wird an die Telefongesellschaft weitergeleitet, die wiederum die Verbindung herstellt. Sehr ähnlich funktioniert das Internet. Ein Anwender wählt sich bei seinem Internetanbieter, dem sogenannten *Provider* ein, identifiziert sich mit Benutzernamen und Passwort und wickelt alle Transaktionen und Datenübertragungen über diesen ab. Möchte er eine Internetseite aufrufen, so teilt er dem Provider die betreffende Adresse mit, worauf dieser die Seite lädt und an den Antragssteller ausliefert.

Genau hier liegt der Ansatzpunkt meiner Idee. Wie Sie sicherlich wissen, haben wir seit geraumer Zeit eine Spionagesoftware im Einsatz, die Datenströme von Internetverbindungen abfängt, filtert und nach verdächtigen oder kriminellen Inhalten durchsucht. Das Programm nennt sich Gobindas.«

Wissendes Nicken in der Zuhörerschaft. Karl-Heinz Briest konnte sich ein stolzes Grinsen nicht verkneifen.

»Gobindas basiert, obwohl es komplexe Aufgaben bewältigt, auf sehr simplen und trivialen Technologien.«

Er wechselte zu Folie Nummer drei. Am oberen Rand konnte man mehrere blaue Quadrate sehen, die durchnummeriert waren und in scheinbar willkürlicher Reihenfolge auf ein größeres, orangefarbenes zustrebten. Unter ihnen breitete sich ein Spinnennetz feiner, schwarzer Linien aus.

»Wird ein Datenpaket über das Internet verschickt, so wird es in kleine Stücke, sogenannte *Packets*, aufgeteilt. Diese gehen auf die Reise und schlagen dabei unterschiedlichste Routen ein, je nachdem welche Übertragungsleitungen des Internets am wenigsten ausgelastet sind. Dieses Verfahren nennt man *Routing*. Am besten kann man es sich mit dem Transport von Fertighausbauteilen vorstellen: Die einzelnen Komponenten werden auf unterschiedliche Laster verladen und nehmen unterschiedliche Routen, doch am Ende treffen sie alle auf derselben Baustelle ein, selbst wenn die Laster völlig unterschiedliche Strecken gefahren sind.«

Carsten wechselte zu Folie Nummer vier. Die blauen Kästchen lagen sortiert und aufgereiht da, während sie von einer comichaften Sherlock-Holmes-Figur mit einer überdimensionalen Lupe begutachtet wurden.

»Auf dem Zielrechner des Anwenders werden die Fragmente wieder in die richtige Reihenfolge gebracht und der Benutzer erhält seine Daten. Gobindas tut etwas sehr Ähnliches: Noch bevor sie am Zielort angekommen sind, fängt er die Datenpakete ab, stellt sie in der richtigen Reihenfolge zusammen und prüft ihren Inhalt. Das funktioniert bei unverschlüsselten Daten ebenso wie bei verschlüsselten. Sollte das Programm auf *Suspicious Content* stoßen, also auf verdächtigen Inhalt, so informiert es die Behörden und ein Alarm wird ausgelöst. Bei Textnachrichten geschieht diese Prüfung anhand eines Wörterbuchs und einer Kontextanalyse. Gobindas verwaltet eine Liste von mehr als 237.000 Wörtern in achtundzwanzig Sprachen – von ›A‹ wie ›Atombombe‹ bis ›Z‹ wie ›Zy-

anidgas«. Auch Namen wie Saddam Hussein oder Osama Bin Laden und Länderbezeichnungen wie Irak, Cuba oder Iran finden sich dort. Die Kontexteinordnung soll helfen, die logische Bedeutung eines Wortes im Zusammenhang eines Satzes zu ermitteln. Wenn jemand beispielsweise darüber schreibt, dass bei ihm ein *Bombenwetter* herrscht, so plant er höchstwahrscheinlich keinen terroristischen Anschlag.«

Die Anwesenden schmunzelten.

»Diese beiden Prüfungsschritte erlauben es uns, Rückschlüsse darauf zu ziehen, ob Datenpakete kriminelle Informationen enthalten oder eher harmloser Natur sind.

Bei binären Daten wie Programmen, Bildern oder Tonaufnahmen ist die Sache etwas komplizierter. Gobindas versucht, zu erraten, was ein Programm tun würde, wenn man es startet. Bei Bildern wird eine optische Analyse durchgeführt, bei Tonaufnahmen eine akustische.«

Briest grinste abermals in die Runde und nickte.

»Diese Filterverfahren haben in der Vergangenheit sehr gut funktioniert und zahlreiche Hinweise auf Straftaten und kriminelle Aktivitäten geliefert. Schläge gegen den internationalen Terrorismus, gegen die Drogenmafia, Menschenhändlerringe, Geldschieber und Pädophile waren dadurch möglich. Das liegt nicht allein an den Analyseverfahren, die ich zuvor erwähnt habe, sondern auch an einer weiteren, sehr nützlichen Funktion: dem multidimensionalen Tracing! Gobindas speichert von jedem verdächtigen Datensatz ein Erkennungsmuster ab, eine sogenannte Signatur. Diese versetzt es in die Lage, einmal entdecktes Material zu jedem Zeitpunkt und an

jedem Ort wiederzuerkennen. Schickt ein Empfänger gefährlicher Daten diese an eine dritte oder vierte Person, so wird auch das erkannt und miteinander in Verbindung gebracht. So entsteht eine lückenlose Beweiskette, mittels derer ein Datenpaket bis zu seinem ursprünglichsten Ausgangspunkt zurückbeziehungsweise bis zu seinem letzten Empfänger weiterverfolgt werden kann. Die Anonymität des Internets ist damit de facto aufgehoben.«

Es folgte Folie Nummer fünf. Auf dieser stand »Was wäre, wenn ...?«, gleich darunter konnte man Bilder von Banken, Börsen, Flughäfen und Krankenhäusern sehen.

»Lassen Sie uns ein Gedankenspiel spielen. Was hätte es für Konsequenzen, wenn – sagen wir mal – die New Yorker Börse für einen Tag ausfallen würde? Oder das Rechenzentrum der genossenschaftlichen Banken? Oder das weltweite Finanzkommunikationsnetzwerk SWIFT? Wertpapiergeschäfte könnten nicht mehr abgewickelt werden, Abbuchungen und Zahlungsanweisungen würden im Dunkel der Datenetze verschwinden, Kreditanfragen wären null und nichtig. Das Ergebnis wäre eine Katastrophe! Ein weltweites Chaos an den Finanzmärkten, welches letztlich auch Unternehmen, Privatpersonen und den Staat treffen würde.«

Folie Nummer sechs. Im oberen Teil war das Elektronenmikroskopbild des Ebola-Virus zu sehen, das 1971 in Zaire entdeckt worden war und zu den tödlichsten Viren der Welt gehörte. Gleich darunter wurde eine Brücke zwischen biologischen und computergestützten Viren geschlagen. Drei Kästchen reiheten sich nebeneinander an: Das erste trug die Auf-

schrift ›Infektion‹, das zweite ›Vermehrung‹, und das dritte ›Schaden‹.

»Warum sind Viren so gefährlich? Warum stellen sie eine so große Bedrohung dar? Ganz einfach: Sie folgen denselben Prinzipien wie biologische Viren. Ebola, Hanta, Windpocken oder Grippe sind auf die Infektion eines Wirtes ausgelegt, sie sind Parasiten. Man kann sie nur auf zwei Arten bekämpfen. Erstens: Man hindert sie am Eindringen in den Wirt. Oder zweitens: Man bekämpft sie im Inneren des Wirtes. Gleiches gilt für Computerviren. Man kann Schutzmaßnahmen ergreifen, um sie von einem Eindringen abzuhalten, oder aber man muss sie direkt auf den befallenen Systemen bekämpfen.

Sobald sich ein Virus – ob biologisch oder digital – in seinem Wirt eingenistet hat, beginnt der zweite Teil seines Wesensplanes: Es vermehrt sich. Bei Computerviren geschieht dies durch selbstständiges Verschicken über das Internet, durch das Absuchen von Netzwerken nach weiteren Opfern oder durch gezieltes Infizieren von Dateien. Am Ende steht die Schadensfunktion. Das biologische Virus zerstört Zellen oder lässt sie zu Killern mutieren, das Computervirus spioniert sensible Daten aus, löscht sie, legt Systeme lahm oder missbraucht sie für kriminelle Zwecke. Der daraus resultierende Schaden kann für die Betroffenen enorm sein. Ich erinnere an das Beispiel von Amazon!

Viele Unternehmen vermeiden es, erfolgreiche Virenattacken und die daraus resultierenden Schäden zu melden, da sie einen Imageverlust befürchten. Oder das Abspringen wichtiger Investoren. Eine interne Studie des Bundeskriminalamtes

vom April 2003 hat ergeben, dass die Dunkelziffer erfolgreich durchgeführter Virenangriffe in Deutschland bei dreißig- bis vierzigtausend liegt. Also vierzigtausend Firmen, die innerhalb eines Jahres durch Viren geschädigt wurden. Der daraus resultierende Schaden wird mit viereinhalb Milliarden Euro beziffert.

Was hat das für gesamtwirtschaftliche Konsequenzen? Einmal abgesehen davon, dass betroffene Unternehmen mit den Folgen ausspionierter Firmengeheimnisse und zerstörter Daten leben müssen, verändert sich auch die Entscheidungsfindung. Wo Kosten anfallen, muss gespart werden. Und wo gespart werden muss, sind Arbeitsplätze die Ersten, die geopfert werden. Als Resultat haben wir weniger wirtschaftliches Wachstum und mehr Arbeitslosigkeit, gepaart mit sinkenden Steuereinnahmen sowie steigenden Sozialausgaben.

So schmerzhaft es klingen mag: Wir sind immer noch nicht am Super-GAU angekommen, an der wirklich großen Katastrophe. Denn bisher haben sich Virenangriffe auf Privatpersonen und Unternehmen, teilweise auch auf Behörden oder staatliche Institutionen beschränkt. Was aber, wenn es eines Tages eine Börse trifft? Oder ein Bankensystem? Stellen Sie sich die Auswirkungen vor, die es hätte, wenn Kontodaten gelöscht, Vermögenswerte willkürlich transferiert, Kundendaten ausspioniert oder Finanzgeschäfte manipuliert würden. Das wäre der Todesstoß einer jeden Landeswirtschaft, ganz besonders in so schwierigen Zeiten wie der heutigen.

Dass es sich dabei keineswegs um übertriebenen Pessimismus oder um Paranoia handelt, zeigen uns die jüngsten

Geschehnisse. Wir leben in einem Zeitalter des internationalen Terrorismus. Kriege werden nicht mehr auf dem Schlachtfeld geführt, mit Gewehren, Panzern und Bomben, sondern im Inland, mit Anschlägen auf Bevölkerung und Staat. All die Bin Ladens und Husseins dieser Welt, all die Sektenführer, Endzeitgurus, religiösen Fanatiker und Wirtschaftsgegner, die Globalisierungsfeinde und politisch Verdrehten haben sowohl die nötige Motivation als auch die erforderlichen Mittel, um derartige Angriffe durchzuführen. Wenn wir uns nicht schützen, dann wird es ihnen eines Tages gelingen, unvorstellbaren Schaden anzurichten.

Was ist nun die Idee, die ich Ihnen vorstellen möchte? Gobindas ist bereits darauf ausgerichtet, kriminelle und terroristische Inhalte zu erkennen, doch im Bereich der Computerviren ist es taub und blind. Ich frage Sie: Warum? Ist diese Gefahr so unbedeutend, dass sich eine entsprechende Überwachung nicht lohnt?

Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen, computergestützte Kriminalität ist das Verbrechen szenario von morgen. Aus diesem Grund ist es meine Überzeugung, dass wir Gobindas um eine Virensuchfunktion erweitern sollten.«

Der größte Teil der Zuhörerschaft begegnete diesem Vorschlag gelassen bis interessiert. Sie nickten und machten sich Notizen. Lediglich Briest riss erstaunt die Augen auf und betrachtete Carsten mit einem Blick, der ihm das Gefühl vermittelte, gerade etwas unvorstellbar Dummes gesagt zu haben.

»Um eine Virensuchfunktion?«, wiederholte er.

»Ja. Lassen Sie mich erklären, warum ich das für sinnvoll halte.«

»Ich bitte darum.«

»Durch die Überwachungs- und Rückverfolgungsmechanismen von Gobindas wären wir in der Lage, die weltweiten Virenaktivitäten zu protokollieren und zu überwachen. Wir könnten Informationen darüber sammeln, welche Viren besonders aktiv sind, welche Strecken sie durch das Internet nehmen, wer von ihnen angegriffen wird und – natürlich – wer sie in die Welt gesetzt hat.

Gerade Letzteres halte ich für entscheidend. Bedenken Sie, welche Folgen es hätte, wenn wir Virenprogrammierer binnen kürzester Zeit ermitteln und dingfest machen könnten. Auf diese Weise würden nicht nur gefährliche Subjekte aus dem Verkehr gezogen werden, die Erfolge der Polizei hätten auch eine abschreckende Wirkung auf alle weiteren Entwickler und Virenverbreiter.

Aus diesem Grund möchte ich Sie darum bitten, Gobindas um eine Virensuchfunktion erweitern zu dürfen. Der dafür nötige Aufwand wäre minimal, der daraus resultierende Gewinn enorm. Was es dazu braucht, ist ein Team aus fähigen und motivierten Mitarbeitern, die sich dieser Aufgabe stellen wollen, und Ihrer Genehmigung, um die ich Sie hiermit bitten möchte. Herzlichen Dank.«

Damit endete Carstens Präsentation. Er ließ die Projektionsleinwand nach oben fahren und schaltete das Licht an.

Einige Sekunden herrschte nachdenkliche Stille.

Die Netzwerktechniker waren auf seiner Seite, das konnte er ihnen ansehen. Sie wurden nicht dafür bezahlt, strategische Entscheidungen zu treffen, sie sollten lediglich beurteilen, ob etwas technisch möglich war. Und in diesem Fall gab es von ihrer Seite aus keine Bedenken.

Briest hingegen schien regelrecht zu kochen vor Wut. Er hatte die Hände vor sich auf dem Tisch gefaltet, blickte grummelnd nach unten und schüttelte unentwegt den Kopf. An seiner Einstellung bestand selbst für den größten Optimisten kein Zweifel: Er würde Carstens Idee ablehnen. Ein Virenfilter für sein geliebtes Gobindas schien ihm zu ordinär zu sein.

Blieben noch Remberger und die Anzugträger.

Carsten musterte das Fünfergrüppchen. Remberger sah interessiert aus, er wog offenbar die Pros und Kontras innerlich ab und schickte sich an, seine berüchtigten Gegenfragen zu stellen. Doch just in dem Moment, als er damit beginnen wollte, fiel ihm einer der Anzugträger ins Wort.

»Nun«, sagte dieser. »Das ist eine sehr interessante Idee, Herr Schmitz. Haben Sie schon eine Kosten- und Aufwandsanalyse erstellt?«

Briest und Remberger sahen zeitgleich zu dem Mann. Beide waren perplex.

»Äh, nein, noch nicht«, antwortete Carsten. »Das wollte ich tun, sobald Sie mir Ihr Einverständnis gegeben haben.« Er schielte unsicher zu Remberger.

»Gut. Das haben Sie hiermit! In spätestens vierundzwanzig Stunden möchte ich eine Schätzung des nötigen Aufwands

haben und eine Liste der Leute, die Sie benötigen.« Der Anzugträger sah in die Runde. »Meine Herren, alles, was Sie hier gehört und gesehen haben, wird als streng geheim eingestuft. Nichts darf weitergegeben werden. Haben Sie mich verstanden?«

Remberger stand der Mund offen, so überrascht war er. Noch nie hatte ihm jemand derart kaltschnäuzig seine Entscheidungsgewalt entrissen. Noch nie war ein Projekt durchgewunken worden, ohne dass man auf seine Expertise vertraut hätte. Auf der Situation lag eine derart peinliche Stille, dass sich Carsten trotz seines Erfolgs unwohl zu fühlen begann.

Und Briest? Der schien kurz davor zu sein, Gift und Galle zu spucken. Er warf dem Anzugträger wütende Blicke zu und krakeelte ein irritiertes: »*Wie bitte?* Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst, oder? Dieser Vorschlag ist, um es mal höflich –«

»Okay«, unterbrach ihn der namenlose Mann und klappte demonstrativ seinen Laptop zu. »Wenn es keine weiteren Fragen gibt, dann sind wir hier fertig.«

»Doch!«, insistierte Briest. »Ich habe weitere Fragen!«

»Meine Herren, ich danke Ihnen für Ihre Zeit.« Der Mann erhob sich. »Herr Schmitz, denken Sie an den Entwicklungsplan. Sie haben vierundzwanzig Stunden Zeit.«

»Bekommen Sie«, erwiderte Carsten tonlos.

Das Grüppchen verließ geschlossen den Raum, Milic und Stockach folgten ihnen. Eine gewisse Irritation war ihnen anzumerken, doch sie nahmen sie relativ gelassen, und beim

Hinausgehen plauderten sie bereits über irgendwelche technischen Themen.

Remberger saß noch einige Sekunden sprachlos auf seinem Stuhl und starrte zur Tür. Er war fassungslos. Man hatte ihn übergangen wie ein kleines Kind.

Irgendwann murmelte er ein grimmiges »Machen Sie es so« in Carstens Richtung und verließ ebenfalls den Raum.

»Zum Teufel, wo bin ich denn hier hineingeraten?«, raunte Briest mit hochrotem Kopf.

Das konnte ihm Carsten auch nicht sagen. Er war mindestens genauso verblüfft wie alle anderen. Mit einem flauen Gefühl im Magen packte er seine Sachen zusammen und verließ wortlos den Konferenzraum.

* * *

Während er den schmalen Flur vom Westflügel des Gebäudes zu seinem Büro zurücklief, hörte er plötzlich eine Stimme hinter sich.

»Herr Schmitz«, rief sie. »Hätten Sie noch mal kurz Zeit für mich?«

Er wandte sich um und sah den Anzugträger von vorhin.

»Was gibt es denn?«, fragte er.

»Da hinten ist ein freies Zimmer. Gehen wir hinein.«

Sie zogen sich zurück.

»Ich kann mir vorstellen«, sagte der Namenlose, nachdem er die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, »dass Sie die Art

und Weise, wie diese Entscheidung getroffen worden ist, irritiert hat. Liege ich damit richtig?»

»Irgendwie schon. Sind Sie überhaupt befugt, eine solche Entscheidung zu treffen?»

»Ich bin befugt, *jede* Entscheidung im Zusammenhang mit dieser Firma zu treffen, Herr Schmitz. Vergessen Sie nicht, dass alle hier für die Regierung arbeiten.«

»Das ist richtig. Aber was hat sich da drin abgespielt? Wie konnten Sie Herrn Remberger so übergehen?»

»Ich weiß, dass Sie Herrn Remberger viel Sympathie entgegenbringen – das trifft wohl auf jeden hier zu. Aber in manchen Fällen obliegt es nicht ihm, eine Entscheidung zu treffen, sondern uns. Er ist Techniker, kein Stratege. Er wägt die Dinge aus dem Blickwinkel eines Softwareentwicklers ab, wir hingegen haben auch die politische Tragweite im Blick. Ich muss zugeben, dass ich verblüfft war, als ich Ihren Vorschlag gehört habe. Sie haben ein Thema angeschnitten, welches uns schon seit Längerem beschäftigt. Bisher war es uns nicht möglich gewesen, entsprechende Maßnahmen zu ergreifen, doch nun sieht das anders aus. Genau aus diesem Grund sind wir sehr an Ihrem Projekt interessiert.«

»Ich werde mein Bestes tun.«

»Natürlich werden Sie das. Um eine Sache möchte ich dennoch bitten: Sie dürfen mit keinem Menschen über die Umstellung von Gobindas sprechen! Haben Sie mich verstanden? Mit niemandem! Alle Informationen fließen direkt zu uns! Haben Sie das verstanden?»

»Wie Sie wollen.«

»Gut. Dann wäre auch das geklärt. Ich sehe Sie also in vierundzwanzig Stunden.«

Mit diesen Worten verließ er den Raum, und Carsten fragte sich einmal mehr, in was für eine merkwürdige Geschichte er da hineingeraten war.

Kapitel 9

Die Reise war für Samstag geplant. Markus nahm den Regionalexpress 22024 von Nürtingen nach Stuttgart und von dort aus den Intercity 690 nach Frankfurt. Die Fahrkarten hatten ihn ein kleines Vermögen gekostet, gemessen an dem Geld, das er als Student verdiente. Doch war es für ihn nicht nur die bequemste und schnellste Art, die zweihundert Kilometer Reiseroute zurückzulegen, es war die einzige. Er besaß nämlich kein Auto.

Gedankenversunken lehnte er sich zurück und betrachtete die Landschaft, die in atemberaubendem Tempo an ihm vorüberzog. Bäume, Wiesen, Äcker und Häuser, Straßenzüge und Menschen zerflossen zu wirren, konturlosen Farbmustern und bunten Klecksen.

Markus dachte über sein Reiseziel nach. Was würde ihn in Frankfurt erwarten? Würde er das Rätsel lösen können und die ersehnten Antworten finden? Wenn er ehrlich war, hatte er noch überhaupt keinen Plan, wie er weiter vorgehen sollte, sobald er Innovative gefunden hatte. Sollte er in das Firmengebäude marschieren und dort nach Frau Martinez fragen? Oder zuerst von dem Hilfeschrei erzählen? Würden sie ihm überhaupt glauben schenken?

Er hoffte es sehr.

Zwei Stunden und siebzehn Minuten nach seinem Start ratterte der schneeweiße Intercity schließlich über ein Gewirr aus Schienen und Weichen, die sich in einer breiten Schneise dem Frankfurter Bahnhof näherten. Auf der rechten Seite konnte man ein Stück des Mains erkennen, umzingelt von Häusern, vereinzelt Grünflächen und den Wolkenkratzern, für die diese Stadt so berühmt war.

Der ICE fuhr durch einen weiten Bogen in das Bahnhofsgebäude ein. Bremsen quietschten, die Waggons verlangsamten und rollten an dem menschengefüllten Bahnsteig entlang wie eine Militärparade. Als sie ihre endgültige Position erreicht hatten, blieben sie mit einem sanften Ruckeln stehen. Der Motor des Triebwagens verstummte.

Markus trat heraus und sah sich um. Wie die meisten Bahnhöfe, wirkte auch dieser sehr farblos und kalt, fast unpersönlich. Blecherne Ansagestimmen dröhnten aus den Lautsprechern, Menschen hasteten umher, verabschiedeten sich von Angehörigen oder warteten auf ihre Züge.

Er verließ den Bahnhof durch den Haupteingang und hielt nach einem Taxi Ausschau. In einigen Metern Entfernung konnte er wartende Fahrzeuge erkennen.

»Zur Kohlbergstraße 121 bis 129«, bat er den Fahrer, nachdem er in das vorderste eingestiegen war.

Der Fahrer sah ihn unschlüssig an.

»Zu welcher denn genau?«, fragte er.

»Wie bitte?«

»Wollen Sie zu allen Kohlbergstraßen auf einmal? Welche davon darf's sein?«

»Gibt es da einen Unterschied?«

»Ja. Einen Unterschied von zwei Blöcken.«

Das war seltsam. Markus wusste nicht, welche Kohlbergstraße die richtige war, er konnte es nur vermuten. Er hatte angenommen, dass Innovative eine Firma mit mehreren Teilgebäuden war und eines davon die Zentrale sein musste. Aber welches? Vielleicht das Haus mit der niedrigsten Hausnummer? Das ergab keinen Sinn. Also behalf er sich.

»Ich möchte zum Hauptgebäude von Innovative Software Solutions«, bat er.

»Und wo soll das sein?«

»Ich weiß es nicht. Bringen Sie mich einfach zu irgendeiner der Kohlbergstraßen, dann sehen wir weiter. Okay?«

Der Mann zuckte mit den Schultern.

»Ganz wie Sie wollen«, murmelte er, ließ den Motor an und fuhr los.

Während sich das Taxi durch den hektischen Innenstadverkehr kämpfte, begutachtete Markus die Häuser, die an ihm vorüberzogen. Diese Stadt war nicht das, was er erwartet hatte. Es gab keinen einheitlichen Baustil, kein gleichbleibendes Muster an Architekturen. Alles um ihn herum wirkte wie eine bunte Collage verschiedenster Zeitepochen. An manchen Stellen erhoben sich rustikale Häuser, die schon einige Jahrzehnte auf dem Buckel hatten. Etwas weiter folgten Plätze, die sehr viel moderner wirkten: Mehr Glas, mehr Technik, mehr Stockwerke. Ohne Zweifel ein Tribut an den

Städtebau der Neunzigerjahre. Zum Abschluss gab es noch die Kolosse und Wolkenkratzer, an denen die Embleme nahezu jeder deutschen Bank hingen.

Nach zehn oder zwölf Minuten Fahrzeit scherte das Taxi urplötzlich aus, ließ zwei parkende Fahrzeuge hinter sich und hielt in einer Lücke am Straßenrand an.

Der Fahrer warf einen Blick auf sein Taxameter.

»Das macht dann zwölf Euro achtzig«, sagte er.

Markus sah sich um.

»Wo sind wir hier?«, fragte er.

»Na, wo Sie hinwollten: Kohlbergstraße 121.«

Markus stockte der Atem.

Jenseits des Gehweges reihte sich ein Wohnhaus an das nächste, mittig verbunden durch einen kleinen Torbogen, auf dem ein Schild mit der Aufschrift ›Zum Weinkrug‹ hing.

Kapitel 10

Markus stand vor dem Eingang des Weinkruges und ließ seinen Blick ratlos von einer Seite zur anderen schweifen. Von einem millionenschweren Softwareunternehmen mit langjähriger Firmengeschichte war hier weit und breit nichts zu sehen. Eine hüfthohe Kreidetafel auf dem Gehweg pries die kulinarischen Spezialitäten des Hauses an.

Hente: Kalbsleber mit Röstkartoffeln.

Nur 9,50 €

Der Taxifahrer hatte ihm versichert, dass dies die einzige Kohlbergstraße in ganz Frankfurt sei und es keine andere gäbe. Um sicherzugehen, war Markus die Straße in beide Richtungen abgelaufen. Er hatte auf Klingelschilder, Briefkästen und in Hinterhöfe geschaut und Eingangstüren geprüft. Doch da war nichts gewesen. Gar nichts! Von einer Innovative Software Solutions AG fehlte jede Spur.

Eine wachsende Frustration machte sich in ihm breit. Hatte er sich beim Ablesen der Adresse vertan? Nein, die stimmte, da war er sich sicher. Er sah sie noch deutlich vor Augen. Aber was hatte das zu bedeuten? Innovative hatte eine

Internetseite und eine Postanschrift aber kein Gebäude? Oder war das Unternehmen kürzlich in Schwierigkeiten geraten und hatte Insolvenz angemeldet?

Er musste das nachprüfen.

Hastig betrat er den Weinkrug und erkundigte sich bei der Besitzerin, einer rundlichen, älteren Dame mit mütterlichem Blick, ob sich hier, in diesen Räumen, irgendwann einmal eine Computerfirma befunden hätte.

»Aber nicht doch, mein Herr!«, antwortete sie entrüstet. In einer übertriebenen Geste stemmte sie ihre Fäuste in die Taille und erklärte ihm, dass hier schon seit Urzeiten der Weinkrug stand. Seit den Tagen ihres Großvaters Heinrich, der das Restaurant gegründet hatte. Sie hätten immer zufriedene Gäste gehabt, manchmal sogar Adelige, die sich an den hervorragenden Speisen und dem exzellenten Weinkeller gelobt hätten. Von den Desserts ganz zu schweigen.

Markus hörte ihr gar nicht mehr zu. Perplex und ratlos stand er in der altrustikalen Stube, in der es auffällig stark nach Frittierfett roch, und versuchte aus dem Erlebten schlau zu werden. Was hatte das zu bedeuten? Eine Telefonnummer, die zu keinem Anschluss gehörte, von der aus aber ein Hilferuf gekommen war? Eine Firmenadresse, unter der es keine Firma gab? Und eine Internetseite, die keine Möglichkeit bot, mit ihrem Besitzer in Kontakt zu treten?

Ihm fiel nur noch eine einzige Antwort ein, die diese Zufälle – zumindest in Teilen – erklärte: Er war in der falschen Stadt! Dies hier konnte nicht die richtige Kohlbergstraße sein. Und die Vorwahl der mysteriösen Telefon-

nummer war vielleicht doch keine Frankfurter Vorwahl. Er hatte sich blindlings auf den Artikel über Kujau & Wendenberg verlassen. Vielleicht war das ein Fehler gewesen.

»Entschuldigung«, unterbrach er die Dame in ihrem allzu beherzten Redefluss. »Ich muss jetzt gehen. Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

Er konnte sie hinter sich noch ein verwirrtes »Äh, wie bitte?« erwidern hören, dann war er auch schon zur Tür hinaus und stand wieder auf dem Gehweg vor dem Haus. Er zückte sein Handy und wählte die Nummer der Telefonauskunft.

»Die Nummer von Innovative Software Solutions«, sagte er, als die Verbindung zustande gekommen war.

»Welcher Ort?«

»Tut mir leid, den weiß ich nicht. Können Sie bitte nachsehen, wo sich die Firmenzentrale befindet?«

»Der Name des Unternehmens ist Innovative?«

»Ja, genau. I-N-N-O-V-A-T-I-V-E.«

Eine kurze Pause folgte. Dann erwiderte die Stimme am anderen Ende: »Tut mir leid, aber zu diesem Namen gibt es keinen Eintrag. In ganz Deutschland nicht.«

Markus spürte, wie ihm die Knie weich wurden.

Wutschnaubend brach er die Verbindung ab, steckte das Handy wieder ein und sah sich auf der menschenleeren Straße um.

Was jetzt?

Er hatte das Taxi sofort bezahlt und weggeschickt, das stellte sich nun als Fehler heraus. Er hätte es jetzt gut gebrau-

chen können. Ihm blieb nichts anderes übrig als die knapp zwei Kilometer bis zur Innenstadt zurückzulaufen. Er hatte eine Idee, eine allerletzte noch. Und die würde hoffentlich Klarheit in die Sache bringen.

Eine halbe Stunde später stand er keuchend und verschwitzt vor einer Schaufensterfront, auf der allerlei bunte Sticker mit Landesfahnen und Werbesprüchen angeklebt waren. Darüber stand in bunten Lettern: »Internetcafé«.

Er trat ein.

Das Etablissement entsprach genau dem, was sich Normalsterbliche darunter vorstellten: Ein kleiner, kühler Raum, von allen Seiten mit Tischen und Computern zugestellt und im vorderen Teil von einem Tresen flankiert, hinter dem ein junger Mann saß und gelangweilt in einer Zeitschrift blätterte. Aus einer Stereoanlage dudelte undefinierbares Hip-Hop-Zeug.

Markus nahm sich einen der freien Computer im hinteren Teil, rief eine Suchmaschine auf und gab »Innovative Software Solutions« ein.

Ein paar Sekunden verstrichen.

Als das Ergebnis angezeigt wurde, setzte sein Herz für einen Schlag aus.

Die Internetseite, die er einst gefunden hatte, war verschwunden! Sie existierte nicht mehr. Und er musste erschüttert feststellen, dass es noch eine zweite Firma mit diesem Namen gab. Sie befand sich in North Carolina, USA, war 1989 gegründet worden und verkaufte branchenübergreifende IT-Lösungen.

Er ließ sich erschöpft in dem Stuhl zurückfallen.

Letzten Dienstag hatte er nicht nach Innovative Software Solutions gesucht, sondern nur nach der Telefonnummer. Deswegen war ihm entgangen, dass es *zwei* Firmen mit diesem Namen gab.

Kapitel 11

Die Musik war laut gewesen, sehr laut sogar. Dumpfe, dröhnende Bässe, die sich mit dem Gejohle Hunderter Menschen vermischt hatten. Wild zappelnde Massen auf der Tanzfläche, eingehüllt in flackerndes Stroboskoplicht, dem stampfenden Takt der Musik folgend. Geisterhafte Nebelschwaden aus Trockeneis. Ein bizarres und unwirkliches Bild. Die Szene aus einem Traum.

Sie erinnerte sich noch gut an jenen Abend. Wie lange lag er schon zurück? Sie wusste es nicht. Vielleicht ein paar Tage, vielleicht aber auch Wochen. Sie hatte jedes Zeitgefühl verloren. Ebenso wenig konnte sie sagen, ob es im Augenblick früher Morgen war, Mittag oder später Abend.

Was hatte sie nur dazu gebracht, in diese Disco zu gehen? Warum hatte sie an einem Samstagabend ihre warme, behagliche Wohnung verlassen und war mit ihrer Freundin in diese laute, verdrehte, unwirkliche Welt gegangen? Sie hasste Discos! Und dieses grauenhafte Technogedröhne hasste sie ganz besonders. Trotz aller Rave- und Love-Parade-Euphorien hatte sie sich nie von ihrer Vorliebe für die Musik der Siebziger- und Achtzigerjahre abbringen lassen: die Bangles,

Boney M oder Tina Turner. Sie hielt es bis heute für die einzig wahre Musik. Was hatte sie also dort zu suchen gehabt?

Die Antwort war einfach: Sie hatte sich weichklopfen lassen! Wie ein kleines, dummes Schulmädchen. Sie hatte sich überreden lassen, ungeachtet aller Zweifel, die sie gehabt hatte.

»Nun mach schon«, hatte Caro, ihre beste Freundin, sie gedrängt. »Stell dich nicht so an, Melanie. Es wird dir gefallen, ich verspreche es dir! Das ist ein super Laden mit richtig geiler Musik. Und, mal ehrlich, du sitzt viel zu viel zu Hause herum. Kein Wunder, dass du immer so traurig aus der Wäsche guckst.«

Ja, das stimmte, sie war eine Stubenhockerin. Und auch eine Melancholikerin. Das Leben hatte sie noch nie geschont und ihr zeit ihres Daseins hart zugesetzt. Angefangen hatte alles mit dem Tod ihrer Mutter, da war sie neun Jahre alt gewesen. Ihr Vater hatte sich daraufhin alleine um sie und ihre zwei Brüder kümmern müssen. Als sie siebzehn geworden war, hatte er es nicht mehr ausgehalten, hatte in einer Nacht-und-Nebel-Aktion seine Sachen gepackt und war verschwunden. Einfach so. Auf Nimmerwiedersehen. Und sie hatte seinen Part übernehmen müssen und war von der großen Schwester zur Ersatzmutter geworden, von jetzt auf gleich, ganz ohne Vorwarnung.

In der Schule war sie entsprechend schlecht gewesen. Freunde hatte sie kaum welche gehabt. Und aufgrund der Tatsache, dass sie nicht gerade die blühendste Blume auf dem Feld gewesen war – weder von ihrem Gesicht noch von ihrem

Körperbau –, hatte man sie nach allen Regeln der Kunst gehänselt und gemobbt. Am Ende war es so gekommen, wie es hatte kommen müssen: Aus dem traurigen, stillen Mädchen war eine in sich gekehrte junge Frau geworden, die mit dem Leben und dem Alltag haderte und kaum eine soziale Bindung vorweisen konnte.

Besonders Letzteres hatte ihr häufig zu schaffen gemacht. Wann immer sie sich im Spiegel betrachtet hatte, war ihr bewusst geworden, dass sie mit ihren 24 Jahren immer noch single war. Chronischer Single. Tendenz gleichbleibend. Niemand wartete auf sie, wenn sie nach Hause kam, keiner schlief neben ihr ein, niemand schrieb ihr einen Liebesbrief oder küsste sie zärtlich auf die Wange. Jeden Tag von Neuem glitt sie auf dem Fluss des Lebens dahin, angetrieben vom Wind des Schicksals und den Wogen des Zufälligen.

Doch dann war jener Abend gekommen.

Um kurz nach halb acht hatte es bei ihr an der Tür geklingelt. Ihre Freundin Caro war in ihrem typischen Partylook davorgestanden: Minirock, weit ausgeschnittene Bluse, High Heels, dickes Make-up. Sie hatte behauptet, »nur mal eben vorbeischaun zu wollen, doch Melanie hatte geahnt, dass dies nicht der Wahrheit entsprach.

»Komm doch mit!«, hatte sie irgendwann zu ihr gesagt und von der Disco zu schwärmen begonnen.

Natürlich hatte sie das abgelehnt. Natürlich hatte sie ihr erwidert, dass sie kein Interesse an solchen Veranstaltungen hatte. Doch Caro war nicht umzustimmen gewesen. Immer

wieder und wieder hatte sie auf sie eingeredet, bis ihr schließlich der entscheidende Satz über die Lippen gerutscht war.

»Melanie!«, hatte sie vorwurfsvoll gesagt und ihr tief in die Augen geschaut. »Wenn du nie ausgehst, wirst du auch nie einen Typen kennenlernen! Glaubst du etwa, die Männer fallen dir in den Schoß?«

Nie? Niemals?

War sie wirklich in Gefahr, als alte Jungfer zu sterben? Niemals einen Freund zu haben? Niemals Liebe und Romantik zu verspüren? Niemals Sex zu haben oder Zärtlichkeiten zu erleben?

Panik hatte sie ergriffen. Ein Gefühl unendlicher Einsamkeit, ein dunkler, bedrohlicher Sog in die Bedeutungslosigkeit.

Also hatte sie sich umstimmen lassen und war mitgekommen.

Eine dreiviertel Stunde später waren sie vor dieser Disco gestanden. Schon von Weitem hatte man die Bässe wummern hören können, die wie Hammerschläge aus dem Gebäudeinneren gedrungen waren. Stämmige Rausschmeißer vor der Eingangstür, mit schwarzen, eng anliegenden T-Shirts hatten Neuankömmlinge kontrolliert und festgelegt, wer hinein durfte und wer nicht.

Bei Caro und ihr hatte sich diese Hürde als erstaunlich einfach erwiesen. Ihre Freundin hatte die Rambos mit ihrem üppigen Dekolleté bezirzt, und schon Sekunden später hatten sie anstandslos passieren dürfen. An dieser Stelle hatte Melanie bereits das brennende Gefühl gehabt, völlig fehl am Platz zu sein, denn einer dieser Typen hatte ihr im Vorbeigehen

einen Klaps auf den Hintern gegeben und ihr ein frivoles »Na, Baby?« hinterher gehaucht.

Sie hatte sich geekelt.

Anerkennung hin oder her, diese plumpe und notgeile Art widerte sie an. Aber ihre Freundin hatte das natürlich heruntergespielt.

»Das ist normal«, hatte sie es abgetan. »Achte gar nicht darauf. So laufen die Dinge nun mal, wenn man in die angesagten Klubs will. Aber jetzt wollen wir uns erst mal richtig amüsieren.«

Gesagt, getan.

Interessanterweise war sie an jenem Abend tatsächlich von ein paar Männern angesprochen worden – drei, um genau zu sein. Der erste hatte so erbärmlich nach Zigaretten und Alkohol gestunken, dass ihr übel geworden war. Der zweite hatte ausgesehen wie ein italienischer Zuhälter: Das Haar mit zwei Kilo Pomade an den Kopf geklatscht, die Haut solariumsgebräunt, Nasenflügel und Ohrläppchen gepierced. Und der dritte hatte eine Glatze gehabt, ein rot gefärbtes Rübezahlbärtchen und eine Tätowierung auf dem Oberarm, die einen Dämon dabei zeigte, wie er den Geschlechtsakt mit einer vollbusigen Amazone vollführte. Und, ach ja, dann war da noch ein vierter gewesen. Dieser hatte sich gar nicht erst mit Nebensächlichkeiten wie Reden oder Flirten aufgehalten, sondern hatte ihr gleich an die Brüste gefasst und ihr zugeraunt: »Na, Schätzchen, woll'n wir ficken?«

Gleich darauf hatte er ihren Drink im Gesicht gehabt und war fluchend davongezogen.

Das war die traurige Bilanz dieses Abends gewesen: Spinner, Dummschwätzer und Perverse, Abartige, Freaks und Drogensüchtige! Kaum zu glauben.

Mit jeder Minute länger an diesem schrecklichen Ort war sie tiefer in ihre Melancholie gerutscht. Sie hatte sich nichts sehnlicher gewünscht, als aufzustehen und nach Hause zu fahren, doch daraus wäre nichts geworden. Caro hatte sowohl über das Auto als auch den dazugehörigen Schlüssel die Hoheit gehabt und war meilenweit davon entfernt gewesen, an Aufbruch zu denken.

Also war sie an der Bar sitzen geblieben, hatte Drink um Drink bestellt, traurig an diesen herumgenippt und auf das Ende dieser Katastrophe gewartet.

Doch dann war *er* plötzlich aufgetaucht!

Ganz unerwartet und ohne Vorwarnung. Ein smarterer junger Mann, das blonde Haar elegant nach hinten gekämmt, das Gesicht sauber rasiert, mit Lippen, die ein gewinnendes, fast bubenhaftes Lächeln hatten. Sein Anblick war umwerfend gewesen. Absolut grandios! Er war eine jener Erscheinungen, bei denen der Traumprinz keine Einbildung mehr war, sondern leibhaftig vor einem stand.

Ein nervöser Schauer war ihr den Rücken entlangefahren. Sie konnte sich noch gut an dieses kribbelnde Gefühl erinnern, als er auf sie zugekommen war, sich den Weg durch die wogenden Massen Bahnend wie Moses, der das Rote Meer geteilt hatte. Und dann hatte er das Sätzchen gesagt, von dem sie niemals gedacht hätte, es je zu hören.

»Entschuldigen Sie bitte, darf ich mich vielleicht zu Ihnen setzen?«

Er hatte schreien müssen, um die Musikanlagen mit seiner Stimme zu übertönen. Doch selbst das war ihm so unvergleichlich elegant und charmant gelungen, dass sie sich gefühlt hatte wie Butter in der Sommersonne.

Das war neu für sie gewesen. Unerwartet. Sie hatte nicht gewusst, wie man darauf reagieren musste. Einfach »Ja« sagen und den Mann gewähren lassen? Oder ihn doch lieber auf Abstand halten, um nicht als leichte Beute zu gelten?

Sie erinnerte sich an das Chaos in ihrem Kopf, an die vielen Gedanken, die ihr zeitgleich durch die Synapsen geschossen waren. Sie hatte mit sich gerungen um die richtige Reaktion, die richtigen Sätze, das richtige Lächeln, die richtige Körperhaltung.

Ihre Freundin hätte »Ja« gesagt. Natürlich! Aber sie selbst? Was sollte sie tun? Trotz aller Einsamkeit wollte sie sich nicht auf einen One-Night-Stand einlassen, auf eine schnelle Affäre ohne weitere Verpflichtungen. *Wenn schon einen Mann, dann wenigstens einen, der es wert ist*, hatte sie sich eingeredet. *Einen, der zu einer Beziehung fähig ist.*

Doch war dies der Ort, um einen solchen Mann kennenzulernen?

Irgendetwas an ihm hatte sie fasziniert. So sehr sie sich auch zur Vorsicht gemahnt hatte, war die Anziehungskraft dieses Mannes magisch gewesen. Er hatte so viel Herzlichkeit ausgestrahlt, eine so ehrlich gemeinte Zuneigung, dass sie nach und nach alle Bedenken in den Wind geschossen und

seine Avancen dankend zugelassen hatte. Jener hatte neben ihr Platz genommen und ihr einen Drink spendiert, dann hatten sie sich unterhalten. Erst belangloser Small Talk: Über das Tanzen und das Wetter, die Getränke in der Disco und deren Preise, etwas später über persönliche Interessen und die Musik, die sie gerne hörten.

Besonders Letzteres hatte es ihm angetan.

»Sie sind ein *Bangles-Fan*?«, hatte er lachend gerufen. »Dann sind Sie hier komplett falsch!«

Sie hatte zurückgelächelt.

Ja, sie war komplett falsch gewesen an diesem seltsamen Ort. Und doch richtig. Während sie in seine funkelnden, blauen Augen geblickt hatte, war ihr bewusst geworden, dass es keinen Ort auf der Welt gab, an dem sie in jenem Moment lieber gewesen wäre. Sie hätte ihn gegen nichts auf der Welt eintauschen wollen.

Es war eine wunderbare Zeit gewesen. Auch rückblickend.

Um kurz nach zwei Uhr morgens hatte sie vor der Müdigkeit in ihrem Kopf kapituliert. Die vielen Drinks – irgendwann hatte sie aufgehört, sie zu zählen –, das viele Lachen und Reden und natürlich auch der anhaltende Lärm hatten sie erschöpft. Und so hatte sie ihrem Verehrer zu wissen gegeben, dass sie nach Hause gehen wollte.

»Natürlich«, hatte jener erwidert. »Es war ein wunderschöner Abend, wie ich finde. Vielleicht können wir das wiederholen?«

»Ja, sehr gerne.« Sie hatte ihn angelächelt.

Sekundenlang waren sie einfach nur dagesessen, hatten sich angesehen und den Augenblick genossen.

»Ich hoffe, Sie haben eine Mitfahrgelegenheit?«, hatte er sie gefragt. »Nach so vielen Drinks sollten Sie nicht mehr selbst hinter dem Steuer sitzen.«

»Ja«, hatte sie erwidert und sich zur Tanzfläche gedreht. »Ich bin mit –«

Schlagartig hatte sie innegehalten.

Ihre Freundin war verschwunden gewesen!

Irritiert war sie von ihrem Platz aufgestanden, hatte sich bei ihrem Gesprächspartner entschuldigt und war durch die letzten Reste der Tänzerschaft gegangen, um nach Caro zu suchen.

»Haben Sie vielleicht eine junge Dame gesehen, mit schwarzen schulterlangen Haaren und einem bauchfreien Top?« Diese Frage hatte sie einem nach dem anderen gestellt. Und wer auch immer noch dazu in der Lage gewesen war, sie zu verstehen, hatte ihr dasselbe geantwortet: »Jede Menge, Schätzchen. Warum?«

Am Ende stand fest: Von Caro fehlte jede Spur!

»Suchen Sie jemanden?«, hatte ihr Verehrer irgendwann gefragt. Er hatte ihre Bemühungen von der Bar aus beobachtet und war schließlich zu ihr auf die Tanzfläche gekommen.

»Ja, meine Freundin. Ich bin mit ihr hergekommen, aber ich sehe sie nicht mehr.«

»Vielleicht ist sie schon nach Hause gefahren.«

»Nein, das ist eigentlich nicht ihr –«

Sie hatte mitten im Satz innegehalten.

Doch, das war ihr Still!

Wahrscheinlich hatte Caro bemerkt, dass sie sich mit einem Mann amüsiert hatte, und war davon ausgegangen, dass sie die Nacht über versorgt sein würde.

In diesem Moment hätte sie ihre Freundin erwürgen können!

Ihr Verehrer hatte ihren Zorn bemerkt.

»Nun«, hatte er vorsichtig angesetzt. »Wenn Sie keine Mitfahrgelegenheit haben, kann ich Sie gerne mitnehmen.«

Sie hatte ihn unsicher angesehen.

Sollte sie das tun? Bei einem wildfremden Mann einsteigen? Mitten in der Nacht? War das nicht viel zu gefährlich?

Andererseits hatte sie keine Wahl gehabt. Caro war verschwunden gewesen und mit ihr auch das Auto. Sie war dreißig Kilometer von ihrem Zuhause entfernt, und um zwei Uhr nachts mit Zug oder S-Bahn zu fahren, hörte sich auch nicht gerade prickelnd an. Sie hätte sich ein Taxi rufen können. Doch für die Fahrt nach Hause hatte ihr das Geld gefehlt.

Warum also nicht bei diesem netten und hilfsbereiten jungen Mann mitfahren?

Nach einem kurzen Zögern hatte sie sich schließlich einverstanden erklärt. Sehr zur Freude ihres Verehrers, der dies mit einem heiteren »Prima!« quittiert und sie nach draußen begleitet hatte.

Vor der Diskothek waren noch ein paar verstreute Grüppchen gestanden, um Zigaretten zu rauchen und herumzualbern. Sie und ihr Begleiter waren über die angrenzende Straße zu dem schwach beleuchteten Parkplatz gelaufen, auf

dem auch Caro ihren Wagen abgestellt hatte. Natürlich war dieser nicht mehr zu sehen gewesen. Sie hatte also mit ihrer Vermutung recht gehabt.

Plötzlich war ihr Begleiter vor einem schmucken, roten Porsche stehen geblieben.

Ihr hatte der Atem gestockt.

Gehört der etwa ihm?, hatte sie sich gefragt und sich das sündhaft teure Auto angesehen.

Ja, hatte es!

Der Mann hatte seine Schlüssel hervorgeholt und war gerade im Begriff gewesen, die Türen aufzuschließen.

In diesem Moment waren sie gekommen.

– Ende der Leseprobe –

Neugierig, wie es weitergeht?

Das vollständige Buch können Sie als Printausgabe bei allen Buchhändlern und Online-Shops erwerben oder als E-Book bei Amazon lesen (auch im Abo).

Amazon	Thalia
	

ISBN (Print) 978-3-7481-9968-7